

Leseprobe

Aldemakros

Das Ende der Zukunft

Band 1:

Am Abgrund



Kapitel 18: Das Herz und das Einhorn

Paris, Oktober 2027

Als Lavoisier am Sonntagmorgen um halb fünf Uhr leicht verkatert die Treppe zu seinem Appartement an der Rue de Baune, südwestlich der Seine, hochstieg, liess er die vergangene Nacht nochmals gedanklich passieren. In seinem Ledersessel sitzend, streckte er seine Beine und legte die Füsse auf die Marmorplatte seines Bürotisches, der mitten im Wohnzimmer stand. Sie bestand aus echtem Carrara-Marmor. Es war derselbe Marmor, aus dem Michelangelo seine berühmtesten Skulpturen gefertigt hat. Von allen grossen Werken des italienischen Künstlers gefiel ihm nicht etwa der »David« oder die »Pietà«, also die Darstellung Marias mit dem Leichnam Jesu Christi, am besten, sondern er hatte schon immer grossen Gefallen am »Moses« mit den Hörnern gefunden. Die Darstellung des Moses mit Hörnern, welche in manchen älteren christlichen Kunstwerken zu sehen war, geht auf die Übersetzung des hebräischen Verbs »qāran« (קָרַן) in der lateinischen Bibelübersetzung, der Vulgata, zurück. Qāran wurde mit »cornutus«, also »gehört« statt »coronatus«, also »strahlend«, fehlerhaft übersetzt. Deshalb trägt auch Michelangelos »Moses« in der Kirche San Pietro in Vincoli in Rom Hörner. Michelangelos Werk gilt sprichwörtlich als ein zu Stein gewordener Übersetzungsfehler. Lavoisier musste immer wieder über diese Verwechslung schmunzeln.

Obwohl er in keiner festen Beziehung lebte, hatte er doch die eine oder andere Liaison. Nichts Dauerhaftes, denn dazu war er nach dem Vorfall in Ägypten noch nicht bereit. Ob er jemals dazu bereit sein würde, wusste er selber nicht. Seine aktuelle Geliebte arbeitete im Louvre als Kunstexpertin für Altorientalistik. Colette Mercier hatte er an einer Eröffnungsveranstaltung irgendeiner neuen Ausstellung im Louvre kennengelernt. Er verabscheute solche Anlässe, wusste aber, dass er als Leiter des Instituts für Altertumsforschung daran teilnehmen musste. Er hatte sich damals bereits entschieden, fernzubleiben. Zumindest hatte er sich schon eine gute Ausrede ausgedacht, als Colette ins Institut kam, um die Einladung noch persönlich zu überreichen. Als er sie das erste Mal sah, stellte er fest, dass ihn augenblicklich die Ausstellung zu interessieren begann. Im Nachhinein konnte er sich nicht mehr erinnern, was es für eine Ausstellung war und worum es sich inhaltlich genau gehandelt hatte. Aber seit einem halber Jahr trafen sie sich regelmässig, wenn auch nicht sehr oft. Es war eine lose Verbindung, die für beide Seiten so stimmte. Sie suchten

beide keine feste Bindung. Wenn sie jedoch zusammen waren, konnten sie beide die Zeit geniessen.

Colette hatte ihr Studium in Kunstgeschichte an der Sorbonne abgeschlossen. Sie war nicht wirklich eine Schönheit, aber sie strahlte etwas aus, das ihn fesselte. Lavoisier schätzte an ihr ihre lebensbejahende und unkomplizierte Art. Sie hatten beide ihre eigenen Wohnungen. Lavoisier war etwas älter als sie. Sie waren nicht nur gute Zuhörer, sondern konnten sich gegenseitig auch ihre Sicht der Dinge darlegen, wenn sie sich um Rat fragten. Ganz abgesehen davon war ihr Liebesleben für beide sehr erfüllend und machte sie glücklich. Dennoch war für beide irgendwie klar, dass es nicht für ewig sein würde. Lavoisier dachte über den Abend nach. Sie gingen in ein sehr gutes Speiselokal essen und verbrachten dann den Abend bei ihr. Sie hatten sich leidenschaftlich geliebt und erzählten sich danach Persönliches und Alltägliches. Es war jedoch beiden klar, dass geschäftliche Angelegenheiten nicht besprochen würden. Trotzdem erzählten sie sich das eine oder andere, ohne den realen Bezug zu verraten. Lavoisier beschäftigte etwas. Er konnte es jedoch nicht zuordnen. Er dachte, dass es wohl am kräftigen Bordeaux- Rotwein liegen müsse, weil er sich nicht mehr erinnern konnte. Aber es liess ihn nicht los. Er dachte, dass er etwas gesehen hatte, das für seinen Fall von Bedeutung sein könnte. Aber die Erinnerung war zu verschwommen. Wo hatte er es gesehen? War es beim Abendessen oder bei Colette? War es ihm aufgefallen, als sie sich geliebt hatten?

Er zog seine Füsse von der Tischplatte zurück, stand auf und ging um den Tisch herum. Er blieb vor dem grossen Bücherregal stehen, das mit sehr alten Büchern bestückt war, und zog im unteren Bereich eine kleine Schublade heraus. Hier befand sich sein Notvorrat. Er nahm eine Flasche Glengoyne heraus, seine bevorzugte Whiskysorte. Die Flasche stammte aus der Glengoyne-Whiskybrennerei, die südlich von Killearn in den südlichen schottischen Highlands lag. Er bevorzugte den 18er Single Malt, der als leicht süss, rauch- und torffrei galt. Er goss sich ein Glas ein und setzte sich wieder in den Ledersessel. Diesmal liess er die Füsse auf dem Boden. Er nippte am Glas und konnte sich förmlich die schottische Landschaft mit ihren Gerüchen und ihrer Schönheit vorstellen. Seine Gedanken wanderten aber wieder zurück zur Fragestellung. Was hatte er gesehen? Er döste ein wenig vor sich hin. Nun sah er sich plötzlich beim Liebesakt mit Colette, die auf ihm sass. Sie liebten sich leidenschaftlich, als plötzlich ein Ritter mit einer weissen Lilie auf seinem Schildwappen und ein menschengrosses Herz, beide auf einen Einhorn sitzend,

durchs Zimmer über sie hinweg sprang und höhnisch lachte. Er spürte, wie seine Hand, die auf Colettes Rücken lag, sich plötzlich warm und irgendwie klebrig anfühlte. Er zog sie leicht zurück und stellte fest, dass auch ihr ganzer Rücken sich so anfühlte. Er nahm nun die Hand ganz zurück und merkte, dass eine Blutspur über ihnen lag. Panik stieg in ihm auf. Er wollte sich von ihr lösen, als er schweissgebadet aufwachte. Sein Herz schlug schneller und er merkte, dass seine Hand feucht war. In der Erwartung, eine blutige Hand vorzufinden, schaute er sie an und stellte fest, dass ein wenig Whisky aus dem Glas ausgelaufen war, als er eingeschlafen war. Ein Traum hatte sich seiner bemächtigt. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, wusste er wieder, was ihn beschäftigte. Auch wusste er jetzt, was er gesehen hatte. Er stand auf, ging zielstrebig in eines der zahlreichen Arbeitszimmer und zog aus dem Regal ein Buch heraus. Er blätterte es kurz durch, blieb auf einer Seite hängen und legte das Buch wieder zurück. Er nickte. Nun war ihm klar geworden, was in Wirklichkeit da draussen passierte. Welch ein Zufall hatte ihm jetzt geholfen, dachte er. Er ging ins Schlafzimmer, zog sich aus, legte sich ins Bett und schlief augenblicklich ein. Sein letzter Gedanke galt seiner Geliebten und den unglaublichen Zufällen dieser Welt, obwohl er eigentlich gar nicht an Zufälle glaubte.

Als er gegen neun Uhr erwachte, fühlte er sich schon ein wenig erholter. Er brauchte nie Zeit, um auf Touren zu kommen. Entweder schlief er, oder er war wach. Eine Übergangsphase kannte er nicht. Er wollte frühstücken, doch war er innerlich aufgewühlt, weil er nun wusste, was geschehen würde. Und er beabsichtigte, dieses Wissen mit jemandem zu teilen. Obwohl es für französische Verhältnisse noch früh am Morgen war, zog er sein Smartphone aus der Tasche und schickte Alice eine Kurznachricht mit der Frage, ob sie bei ihm frühstücken möchte, da Moses bei ihm sei. Er hielt das Smartphone in der Hand und wartete auf ihre Antwort. Er wusste, dass sie den Ton nie abstellte. Fünf Minuten später klingelte das Telefon bei ihm.

»Alice?«, sprach er mit einem fragenden Ton ins Smartphone, obwohl er ja ihre Nummer kannte.

»Guten Morgen Marcel, du weisst schon, dass es Sonntag ist?«, antwortete sie.

»Auch guten Morgen«, sagte er.

»Ist es nicht noch ein wenig früh?«, fragte sie mit einer müden Stimme.

»Ich weiss. Tut mir leid, wenn ich euch störe. Aber Moses hat mich kurzfristig besucht und er fragte, ob du nicht auch zum Frühstück kommen möchtest?«, erklärte er ihr.

»Ich bin allein, du störst mich nicht«, gab sie ein wenig kurz angebunden zur Antwort.

Lavoisier wusste, dass es bei Alice privat nicht so rund lief, wie sie es sich wünschte. Aber er konnte ihr nicht behilflich sein. Oder, besser gesagt, noch nicht.

»Wann soll ich kommen?«

»Sobald du kannst, wir warten auf dich«, sagte er. Du weißt ja, dass der Räucherlachs immer sehr schnell gegessen ist, wenn Moses da ist.«

»Ich bin schon unterwegs, ich eile, ich fliege«, hörte er sie sagen, und in ihrer Stimme konnte er schon wieder ein kleines Lächeln entnehmen.

»Gut, wir warten und wir freuen uns auf dich«, sagte er zum Abschluss und drückte den ‚Beenden‘-Knopf auf seinem Gerät. Eine halbe Stunde später klingelte es. Er drückte den Öffnungsknopf, so dass beim Hauseingang die schwere Eingangstüre sich surrend öffnete. Es gab in diesem Gebäude keinen Lift. Als es kurz darauf an seiner Türe klopfte, rief er lauthals, es sei offen. Alice trat ein und zog ihre Schuhe aus.

»Du und dein Moses«, sagte sie und verdrehte ein wenig die Augen.

Lavoisier und Alice hatten schon vor längerer Zeit vereinbart, dass, wenn sie sich in einer Institutsangelegenheit dringend sprechen wollten, es bei der Kontaktaufnahme immer irgendwie um Moses gehen müsse. Am Anfang war es eher scherzhaft gemeint, aber es hatte sich gut eingespielt. Lavoisier wusste nie so genau, wann er überwacht oder abgehört wurde.

»Herzlich willkommen in meinem bescheidenen Reich«, antwortete er.

Wobei Alice wusste, dass das von ihm als bescheidenes Reich bezeichnete Appartement für Aussenstehende alles andere als bescheiden gelten würde. Seine Wohnung erstreckte sich auf zwei Etagen. Im unteren Bereich befanden sich seine Arbeitszimmer. Lavoisier hatte ihr einmal erklärt, dass er je nach Herausforderung im einen oder anderen Zimmer zu arbeiten pflege. Natürlich hatte das auch mit seiner enormen Büchersammlung zu tun, die thematisch geordnet auf die einzelnen Zimmer verteilt war.

»Wie wäre es mit Toastbrot, Meerrettich, Räucherlachs und einem Glas Champagner?«, fragte er sie.

Sie lächelte und antwortete, dass dies ja der Grund sei, warum sie überhaupt zu so früher Stunde ihre Wohnung verlassen habe. Beide lächelten und Lavoisier bat sie, ihm ins Esszimmer zu folgen. Sie kannte diesen Raum. Seine orientalische Vorliebe widerspiegelte auch die Einrichtung in diesem Raum. Am Boden lagen zahlreiche Perserteppiche, wobei Lavoisier Wert darauf legte, dass

man sie Orientteppiche nannte, denn nicht alle stammten aus Persien, dem heutigen Iran. Neben Seidenteppichen aus Täbris mit überwiegend floralen Mustern lagen auch mehrere Kelime und zwei antike Afscharen-Teppiche auf dem Boden. Stolz war Lavoisier auch auf einen seidenen Hereke-Teppich aus dem 19. Jahrhundert. Das Prunkstück allerdings war ein Teppich aus der safawidischen Hofmanufaktur in Isfahan aus dem 18. Jahrhundert.

»Danke, dass du mich kontaktiert hast«, sprach nun Alice Lavoisier an, wobei ihre Stimme eine gewisse Erwartungshaltung verriet.

»Ich habe zu danken. Ich muss unbedingt mit jemanden über die aktuellsten Ereignisse reden.«

»Ist dir der Durchbruch gelungen?«

»Ich denke, ja«, sagte Lavoisier, »deshalb hoffte ich, dass du kommen könntest. Ich möchte dir alles erzählen, was ich zu wissen glaube. Denn du wirst erkennen, wenn mir ein Denkfehler unterlaufen ist«, erklärte sich Lavoisier, und in seinen Worten war nichts Schmeichelhaftes zu spüren.

Lavoisier hatte zuvor einen Cuvée Jouette des Champagnerhauses Bauget-Jouette auf die richtige Temperatur gekühlt und nun geöffnet. Er bevorzugte diesen Champagner aus Épernay. Ein kleines, familiär geführtes Haus stellte rund 150'000 Flaschen pro Jahr her. Die Sorte war nicht ganz billig, aber zu wichtigen Anlässen nahm er jeweils eine Flasche hervor. Und dies war ein wichtiger Ablass.

Nachdem er eingeschenkt hatte, nahmen beide das langstielige Champagnerglas in die Hand, nickten kurz und prosteten sich leise zu, wobei sich Lavoisier fragte, ob es in der Zukunft auch noch Champagner geben würde.

»Also«, begann er, »wenn ich Recht habe, wird die Welt in einigen Monaten nicht mehr so sein, wie sie heute ist.« Dabei nippte er leicht am Champagnerglas. »Es ist nicht so, dass jemand nur versucht, ein Wurmloch, also einen Durchgang zu anderen Welten und Zeiten, zu öffnen, sondern es steckt viel mehr dahinter.«

»Kommen jetzt gute oder schlechte Nachrichten?«, fragte Alice.

»Ich kann das so nicht beantworten.«

»Warum nicht?«, wollte Alice wissen.

»Es ist eine Frage des Standpunktes oder der eigenen Überzeugung«, antwortete Lavoisier.

»Mir beginnen sich langsam die Nackenhaare zu sträuben«, sagte Alice.

»Zuerst muss ich dir erklären, was in der Zwischenzeit alles geschehen ist«, dabei forderte er sie auf, den norwegischen Räucherlachs zu probieren.

»Hastings hat mich angerufen und mir mitgeteilt, dass ein Anschlag auf Dana und seine Sicherheitsleute stattgefunden hat.«

Alice wollte gerade in den Lachs beissen, der auf dem mit Meerrettich bestrichen Toastbrot lag, als sie augenblicklich innehielt.

»Erinnerst du dich noch an den Helikopterflug und die eigenartige, kurze Zwischenlandung?«, fragte er sie.

»Ja, kam mir damals irgendwie komisch vor.«

»Hastings und ich hatten einen Plan. Denn wir vermuteten, dass wir irgendwo auf unserer Seite einen Maulwurf haben. Deshalb stellten wir eine Falle auf. In der Nacht von Freitag auf Samstag fand dann der Anschlag statt.«

»Und Dana?«, fragte Alice.

»Dana und Hastings Leute waren nie in Gefahr. Sie waren sehr weit weg und gut geschützt« erklärte Lavoisier.

»Die Angreifer?«, fragte Alice

»Es waren vier Personen. Alle wurden getötet.«

Nun begann Lavoisier ihr die Details zu erklären. Das Smartphone, welches als Köder diente, die Schaufensterpuppen, die Nachtsichtgeräte, die Wärmebildkamera, die Maschinengewehre und die Explosion, die zum Tod der Attentäter geführt hatte. Alice nickte und verstand schnell, worum es ging.

»Hastings organisierte und arrangierte alles, so dass in den Medien nichts durchsickerte. Es war offiziell ein Unfall mit einer explodierenden Gasleitung in einem alten, leer stehenden Haus.«

Nun war es an Lavoisier, der in das Toastbrot biss. Alice tat es im gleich, und für einen Augenblick war das Frühstück wichtiger als ihr Gespräch.

»Hastings gab mir noch eine weitere Information. Einer der Toten hatte eine Tätowierung. Sie lag etwa 20 Zentimeter über dem linken Ellbogen auf der Innenseite des Oberarms. Sie war ungefähr 6 Zentimeter gross.

»Was stellte sie dar?«, fragte Alice.

»In der Mitte befand sich ein rotes Herz, das auf einem Einhorn reitet. Hinter dem Herz sass eine Art Ritter mit Schild ebenfalls auf dem Einhorn. Das Schildwappen trug eine weisse Lilie«, erklärte Lavoisier.

»Und was bedeutet das?«

»Ich habe da so eine Theorie«, begann Lavoisier.

»Aber...?«, sagte Alice.

»Aber sie ist ein wenig spekulativ.

»Jedoch kam mir die Stelle der Tätowierung bekannt vor.«

»Mir auch«, sagte Alice und schaute ihn mit einem leicht hasserfüllten Blick an, der jedoch nicht ihm galt.

Für einen Moment war Lavoisier verblüfft. »Wusste Alice tatsächlich über die Blutgruppen-Tätowierungen Bescheid?«, fragte er sich. Aber er erinnerte sich, dass ihr Grossvater im Zweiten Weltkrieg bei der Résistance gegen Nazideutschland gekämpft hatte. Nachdem er durch die Waffen-SS aufgegriffen und gefoltert wurde, hatten sie ihn erschossen.

»Waffen-SS«, sagte sie in einem verachtenswerten Ton.

»Tut mir leid, das mit deinem Grossvater«, sagte Lavoisier.

»Ist schon in Ordnung. Die Zeit heilt fast alle Wunden.«

Er musste ihr nichts über die Waffen-SS erklären, denn sie kannte sich damit bestens aus.

»Was hat das aber alles mit dem Wurmloch zu tun?«

»Ich erkläre es dir gleich.«

Lavoisier überlegte kurz, wie er Alice seinen Traum erzählen wollte.

»Ich hatte einen Traum. Da sah ich, wie ein Einhorn, auf dem ein menschengrosses Herz und ein Ritter mit einer weissen Lilie im Schildwappen sassen, über mich ritten. Es hinterliess eine Blutspur auf mir.«

Lavoisier hielt es nicht für angebracht und auch nicht notwendig, den echten Traum in allen Details zu erklären. Er war überzeugt, dass es auch so ausreichte.

»Als ich aufwachte, hatte ich das Gefühl, dass ich den letzten Mosaikstein gefunden hatte.«

Alice wartete darauf, dass Lavoisier nun alles aufklären würde. Dass es sich um ein Wurmloch handelte, wusste sie bereits. Aber mehr konnte sie bis jetzt nicht erkennen oder erahnen.

»Lass mich mit der Tätowierung beginnen«, sagte Lavoisier.

»Was ist daran so besonders?«, fragte Alice.

»Ich habe mir Gedanken über die Symbolik der Figuren gemacht. Das Einhorn galt im Christentum früh schon als Sinnbild der gewaltigen Kraft des Christus, später als Bild der Keuschheit, der Reinheit und der Lauterkeit. Die weisse Lilie im Schildwappen stellt die Madonnen-Lilie dar. Aufgrund ihrer strahlend weissen Farbe galt sie als Symbol der Reinheit. Wir haben es also mit jemandem zu tun, für den die Reinheit des Wesens grösste Bedeutung hat.«

»Und der Ritter? Was hat er für eine Bedeutung?«, fragte Alice.

Lavoisier erklärte ihr, dass er schon den ganzen Abend das Gefühl hatte, etwas gesehen zu haben, das für ihn von grösster Bedeutung war. Aber er konnte sich nicht an den Ort erinnern. Auch wusste er nicht, was er überhaupt suchte.

»Als ich aus meinem Traum aufgewacht war, wusste ich, wonach ich Ausschau halten musste«, erzählte er weiter.

»Komm mit, ich muss dir etwas zeigen«, bat er Alice.

Alice folgte ihm in ein Arbeitszimmer. Hier waren ausser einer grossen Büroeinrichtung fast nur Bücher anzutreffen. Lavoisier blieb vor einem grossen Regal stehen, zog ein Buch heraus und zeigte es ihr.

„Apocalipsis cum figuris“, las sie und fragte, worum es sich da handle.

»Du hältst den letzten Mosaikstein in den Fingern«, erklärte er ihr.

Alice sah den Kunstband näher an.

»Albrecht Dürer, „die heimlich offenbarung iohannis“ steht da«, sagte sie und schaute Lavoisier fragend an.

»Apocalipsis cum figuris ist ein Druckwerk von Albrecht Dürer mit der Offenbarung des Johannes. Bekannt wurde es durch seine 15 Holzschnitte. Veröffentlicht wurden sie 1498, zuerst mit dem deutschen, kurz danach mit dem lateinischen Text der Offenbarung. Das Werk war äusserst erfolgreich und zählt auch heute noch zu den berühmtesten Werken Dürers, vor allem die Darstellung der vier apokalyptischen Reiter. Es gibt nur noch wenige Original Exemplare. Eines davon befindet sich im British Museum in London.

»Hat dein Reiter mit der weissen Lilie im Schildwappen etwas mit den vier apokalyptischen Reitern zu tun?«, fragte Alice. »Und wie bist du auf dieses Werk gestossen?«, wollte sie wissen.

Lavoisier kam nun nicht mehr darum herum, ihr weitere Details zu erzählen. Er erklärte ihr, dass er den Abend und die Nacht mit Colette verbracht hatte. Alice hatte einmal beide zusammen gesehen und wusste, dass sie eine Beziehung hatten.

»Lass es mich so erklären«, begann er, wobei sie spürte, dass es ihm nicht ganz wohl bei der Sache war.

»Nachdem wir uns geliebt hatten, drehte ich mich kurz um und sah, was mir aber erst viel später auffiel, dass an der gegenüberliegenden Wand ein Kunstdruck von Dürer hing. Ich erkannte ihn sofort, denn es war einer der bedeutendsten Holzschnitte, eben die vier apokalyptischen Reiter.«

»Und sowas beobachtest du nach dem Sex?«, fragte sie und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Immerhin hat es geholfen, das Rätsel zu lösen«, sagte er mit einer entschuldigenden Miene. »Denn ich überprüfte, nachdem ich wieder zu Hause war, die 15 Holzschnitte und verglich sie mit dem Text der Offenbarung des Johannes, welche ja das letzte Buch des Neuen Testaments in der Bibel ist.«

»Zu welchem Schluss bist du gekommen?« fragte Alice, und er spürte, dass sie hoch konzentriert war.

»Ich habe dann in der Offenbarung 19,11–21 nachgeschaut.«

Lavoisier nahm ein Blatt Papier hervor und las:

»11 Und ich sah den Himmel aufgetan; und siehe, ein weisses Pferd. Und der darauf sass, hiess: Treu und Wahrhaftig, und er richtet und kämpft mit Gerechtigkeit.

12 Und seine Augen sind wie eine Feuerflamme, und auf seinem Haupt sind viele Kronen; und er trug einen Namen geschrieben, den niemand kannte als er selbst.

13 Und er war angetan mit einem Gewand, das mit Blut getränkt war, und sein Name ist: Das Wort Gottes.

14 Und ihm folgte das Heer des Himmels auf weissen Pferden, angetan mit weissem, reinem Leinen.«

»Die restlichen Verse«, sprach Lavoisier weiter, »kann man wie folgt zusammenfassen: Der Reiter auf dem weissen Pferd ist Jesus Christus. Er siegt über das Tier und den falschen Propheten. Als dem König der Könige und Herrn der Herren folgt ihm das Heer des Himmels. Aus dem Mund des Reiters kommt ein scharfes Schwert. Die beiden Tiere und die versammelten Könige der Erde werden besiegt und in den See von brennendem Schwefel geworfen.«

Es blieb für einen Augenblick still im Arbeitszimmer.

»Lass mich zusammenfassen«, sagte Alice. »Du denkst, dass jemand beabsichtigt, ein Wurmloch zu öffnen, damit Jesus Christus, der König der Könige mit seinem Heer des Himmels zurückkehren und die göttliche Ordnung wieder herstellen kann und die Ungläubigen in die ewige Verdammnis schickt? Und die Tätowierung steht für die Weltherrschaft des Königs der Könige?«

»Ja, etwas in der Art«, sagte Lavoisier und in seiner Stimme lag kein Zweifel.

Kapitel 19: Der Grossmeister

Paris Oktober 2027

Alain Berger, Grossmeister der Bruderschaft des reinen Herzens, war ausser sich vor Wut. Wenn er etwas nicht mochte, dann waren es schlechte Nachrichten. Und genau das hatte er erhalten: schlechte Nachrichten. Es begann schon während der Grundschule. Hatte er eine schlechte Prüfungsnote zurückbekommen, konnte er sich dermassen ärgern, dass seine Kameraden ihm besser aus dem Weg gingen. Er hatte schon damals einen Hang zu Wut- und Zornesausbrüchen. Es spielte dabei keine Rolle, ob die Noten zu Recht oder zu Unrecht schlecht waren. Jede schlechte Beurteilung trieb ihm schon damals die Zornesröte ins Gesicht.

Sein Vater war Hafenarbeiter in Saint-Nazaire und Alkoholiker. Wenn er betrunken war, litten seine beiden älteren Schwestern und sein jüngerer Bruder sehr darunter, denn er war gewalttätig und es brauchte wenig und er rastete aus. Er schlug auch seine Mutter. Sie war Schneiderin und konnte ihm nichts entgegen stellen. Aber auf Alain, den Drittgeborenen, hatte es der Vater besonders abgesehen. Er schlug oftmals grundlos auf Alain ein. Vielleicht hatte es damit zu tun, dass der Vater in ihm sein Ebenbild sah, denn auch Alain neigte von klein an zu Gewalttätigkeit, und seine kindlichen Wutausbrüche schienen seinen Vater auf irgendeine Weise zwar zu beeindrucken, aber er duldete neben sich niemanden, der aufbegehrte. Womöglich sah er in ihm sein Spiegelbild, das er selber verachtete und abgrundtief hasste. Deshalb war er oft das Opfer weiterer Prügelattacken. Am schlimmsten traf es ihn, wenn er seine Mutter vor dem tobenden Vater schützen wollte. Er liebte seine Mutter und hätte, wenn er es vermocht hätte, alles für sie getan, damit sein Vater sie nie mehr schlagen würde.

Mit seinen Geschwistern kam Alain mehr oder weniger gut aus. Er fühlte sich in der Schule für sie verantwortlich. Dies hatte zu einigen heftigen Auseinandersetzungen geführt. Einmal musste er mit ansehen, wie ein älterer Schüler seinen jüngeren Bruder zu verprügeln versuchte. Er griff wutentbrannt ein und schlug auf den anderen Schüler so lange ein, bis er bewusstlos war. Selbst dann hörte er nicht auf. Andere Schüler mussten ihn richtiggehend wegzerren, denn er liess aus lauter Wut nicht von dem anderen ab. Das hatte ein Nachspiel: Er wurde in ein katholisches Internat zwangsversetzt. Es war damals vor fast fünfzig Jahren eine schwierige Zeit für ihn. Die Regeln waren streng,

unerbittlich und aus seiner Sicht oftmals ungerecht. Seine aufbrausende Art lernte er jedoch nach und nach zu kontrollieren, wenn auch mit viel Mühe und zahlreichen Rückfällen. Im Internat schaffte er sein Abitur nur knapp, und es ging das Gerücht herum, dass einige Lehrer ihm oftmals keine schlechten Noten gaben, weil sie sich vor seinen Wutanfällen fürchteten. Neben ihm wusste nur einer, was der Grund war, dass er überhaupt den Abschluss geschafft hatte.

Früh schon hatte er erkannt, dass er sein Verhalten auch zu seinem Vorteil nutzen konnte. Gezielt setzte er seine Wutausbrüche ein, und oftmals gelang es ihm, Dinge zu erreichen, die vorher unerreichbar schienen. Auch genoss er es regelmässig, wenn er die Angst in den Augen seiner Gegenspieler sehen konnte, als er vor Zorn bebte. Aber es blieb nicht unbemerkt, dass in ihm eine unbändige Kraft lag, die - wenn es sein musste - gnadenlos sein konnte. Trotz seiner Gewaltbereitschaft schien in Alain ein gewisses Mass an Religiosität vorhanden zu sein. Insbesondere das Alte Testament hatte es ihm angetan. Hätte man Alain gefragt, was sein biblischer Leitspruch sei, hätte er mit »Auge um Auge, Zahn um Zahn« geantwortet. Dem Dekan fiel schon früh auf, dass Alain wohl von grossem Nutzen für die Organisation sein könnte. Man müsste ihn allerdings gefügig machen. Ja, man müsste ihn kontrollieren und gezielt einsetzen können. In der Mitte des Abiturs rief ihn der Dekan an einem Abend in sein persönliches Studierzimmer. Es war aussergewöhnlich, dass der Dekan jemand am Abend aufbot. In Alains Achterzimmer tuschelten einige schon, was wohl der Grund sein könnte. Jedoch genügte ein Blick von ihm und augenblicklich verstummten sie.

»Alain, setz dich«, sprach damals der Dekan zu ihm.

Er gehorchte und setzte sich direkt auf den Stuhl, der vor dem grossen Bürotisch des Dekans stand. Alain überlegte, wo er in letzter Zeit Grund zur Unzufriedenheit geliefert haben könnte.

»Es geht um deine Mutter«, begann der Dekan das Gespräch.

»Was ist mit ihr?«, fragte Alain

»Es geht ihr ganz und gar nicht gut«, fuhr der Dekan mit ruhiger und monotoner Stimme fort.

»Hatte sie einen Unfall, wo ist sie, kann ich sie besuchen, wer ist bei ihr, kann ich etwas tun?«, sprudelte es hilfesuchend aus ihm heraus.

Der Dekan wollte nun ganz genau beobachten, wie Alain auf die schlimme Nachricht reagieren würde, die er ihm geben würde.

»Es war kein Unfall. Die Ärzte wissen nicht, ob sie überleben wird«, sagte der Dekan.

Alain blieb äusserlich ruhig. Nur seine Atmung wurde intensiver. Der Dekan kannte das und vermutete, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis Alain förmlich vor Wut explodierte. Vor allem, wenn er erfahren würde, warum seine Mutter mit dem Tode kämpfte.

»Was ist passiert?«, wollte Alain wissen, und seine Mimik verriet nichts Gutes.

»Höre mir gut zu«, sagte der Dekan zu ihm. »Deine Mutter konnte es nicht mehr mit deinem Vater aushalten. Sie wollte ihn mit deinen Geschwistern zusammen verlassen. Alles war vorbereitet. Aber dein Vater kam irgendwie dahinter. Und dann drehte er total durch. Man fand deine Mutter auf dem Boden liegend. Sie war blutüberströmt und bewusstlos. Er hat sie mit einer Metallstange zusammengeschlagen. Ihr Gesicht konnte man kaum noch erkennen. Auch hatte er mehrfach mit einem Messer auf sie eingestochen und sie schwer verletzt. Es steht ausser Zweifel, dass er sie töten wollte. Deinen Geschwistern geht es soweit gut. Dein Bruder hat die Polizei gerufen, aber es war schon zu spät. Sie sind jetzt alle bei deiner Tante. Von deinem Vater fehlt jede Spur. Es wird nach ihm gefahndet.

»Ich werde das Schwein umbringen!«, schrie Alain lauthals und voller Hass.

Als der Dekan in seine Augen blickte, erschrak er. Noch nie sah er solch abgrundtiefen Hass, unzählbare Wut, Jähzorn und nach Rache dürstende Augen.

»Beruhige dich Alain, versünde dich nicht gegen Gott.«

»Er wird büssen, für alles, was er uns angetan hat«, sagte er mit bebender Stimme.

»Mein ist die Rache, spricht der Herr«, versuchte der Dekan ihn zu beruhigen und zu ermahnen.

»Wo ist denn der barmherzige Gott geblieben, wenn er so etwas zulässt?«, schluchzte Alain.

»Die Wege des Herrn sind unergründlich«, antwortete der Dekan schon fast gebetsmühlenartig. Man hätte aus der Art und Weise, wie er es ausgesprochen hatte, schon fast auf Selbstzweifel schliessen können.

»Wo ist meine Mutter jetzt?«, wollte Alain wissen.

»Sie ist auf der Intensivstation im Hôpital Saint-Nazaire«, antwortete der Dekan.

»Kann ich mich jetzt entfernen«, fragte Alain mit zitternder Stimme.

»Ja, das kannst du, aber du schläfst im Krankenzimmer.«

Alain wollte schon aufbegehren, aber er musste seine Wut noch unter Kontrolle halten.

»Ich hole meine Sachen und gehe dann ins Krankenzimmer.«

»Gut, ich werde dort auf dich warten.«

Nachdem Alain das Zimmer verlassen hatte, um seine Sachen für die Nacht im Krankenzimmer zu holen, läutete das Telefon auf dem Pult des Dekans. Er nahm den Hörer ab, nickte und legte auf. Kopfschüttelnd begab er sich in Richtung Krankenzimmer, das auf der anderen Seite des Hauptgebäudes lag. Als er eintrat, war Alain schon da und bereitete sein Nachtlager vor. Alain wirkte auf den Dekan ruhig, fast zu ruhig. Er vermutete, dass er noch unter Schock stand und noch nicht wirklich realisierte, was passiert war.

»Höre mir gut zu, Alain«, begann sich der Dekan zu wiederholen. »Ich habe ganz schlechte Nachrichten für dich«, und sein Blick senkte sich zu Boden, denn er wagte fast nicht auszusprechen, was er nun mitteilen musste.

»Ist sie tot?«, fragte Alain fast einer Eingebung folgend.

»Ja, ich habe die Nachricht soeben per Telefon erhalten. Es tut mir so leid für dich Alain«, versuchte er ihn mit anteilnehmenden Worten zu beruhigen.

Alain blieb für einige Augenblicke völlig regungslos auf der Bettkante sitzen. Er erstarrte förmlich und wirkte wie eine antike, griechische Statue. Dann geschah es. Alain schrie seine ganze Wut, Enttäuschung und Trauer aus sich heraus. Es fühlte sich an, als erbebe das ganze Zimmer. Er verfluchte seinen Vater und alles Böse auf der Welt. Plötzlich, wie wenn ein Film reißt und alles wie eingefroren wirkt, hielt Alain inne. Sein Gesichtsausdruck verwandelte sich augenblicklich, als ob ein Strahlen in seinem Antlitz für kurze Zeit sichtbar geworden wäre, verschwand aber gleich wieder. Der Dekan blickte ihn an. Diesen rachevollen und hasserfüllten Blick würde er sein Leben lang nicht mehr vergessen. Alain blieb etwa drei Minuten ganz ruhig, und nichts geschah. Man hörte kaum seinen Atem. Dann kniete er sich plötzlich nieder und bekreuzigte sich. Danach legte er sich ruhig ins Bett, als sei nichts geschehen. Alain wusste, was er von nun an in seinem Leben tun würde. Er hatte es ganz deutlich vor sich gesehen. Er war überzeugt, dass ein höheres Wesen, ein Engel des Herrn, zu ihm gesprochen hatte. So musste es den Propheten und den auserwählten Gottes ergangen sein, waren seine letzten Gedanken, bis er einschlief oder zumindest so tat.

Der Dekan blieb noch ein paar Minuten im Zimmer. Er wollte sichergehen, dass Alain wirklich eingeschlafen war. Danach verließ er den Raum und schloss das Krankenzimmer ab. Es lag im zweiten Stock und hatte nur ein kleines Fenster, aus dem nicht einmal ein Zwerg hätte entweichen können. Der Dekan

stieg die Treppen hinunter und zog sich in sein Studierzimmer im anderen Gebäude zurück.

»Mein Herr und mein Gott«, sprach er und blickte nach oben. »Es ist manchmal schwierig, deinen Willen zu verstehen. Warum lässt du so viel Ungerechtigkeit und Elend zu?«

Er wusste, dass er auch diesmal keine Antwort auf diese Frage finden würde. Er war es gewohnt, in diesen Momenten darauf zu vertrauen, dass alles einen tieferen Sinn hatte und alles eine Prüfung Gottes war. »Ich bin ein Werkzeug des Herrn«, dachte er. Aber manchmal beschlichen ihn dunkle Zweifel. So wie auch jetzt.

Er verliess sein Studierzimmer. Als er unten vor dem Hauptgebäude stand und in seine Wohnung, die sich ebenfalls im Internat befand, gehen wollte, blickte er auf der anderen Seite in den zweiten Stock zum Krankenzimmer hoch. Sein Blick verharrte für einige Augenblicke. Er nickte vor sich hin und sagte:

»Dann werde ich jetzt dein Werkzeug sein«, und er stieg die Treppe zum Krankenzimmer hoch. Er versuchte so leise wie möglich zu sein. Als er oben angekommen war, horchte er an der Türe, und als er keine Geräusche wahrnehmen konnte, öffnete er das Schloss des Krankenzimmers und verliess auf leisen Sohlen wieder das Gebäude.

»Der Wille Gottes geschehe, der Herr möge dich leiten«, murmelte er und verschwand kurze Zeit später in seiner Wohnung.

Alain hatte die ganze Zeit über nicht geschlafen. Er lag hellwach im Bett und ihn düsterte nach blutiger Rache. Er überlegte sich fieberhaft, wie er aus dem Krankenzimmer ausbrechen könnte. Aber die Türe war massiv, und durchs Fenster zu klettern war ein Ding der Unmöglichkeit. Als er sich weitere Möglichkeiten überlegte, hörte er ein leises, klickendes Geräusch, das er sofort erkannte. Jemand hatte soeben seine Türe aufgeschlossen. Er wartete einige Minuten, zog sich dann an und schlich sich aus dem Krankenzimmer. Es musste der Wille des Herrn sein, der sich ihm offenbart und wie einst dem Volke Israel den Weg gewiesen hatte. Es war für Alain leicht, ungesehen das Internat zu verlassen, denn alle Lichter der Schlafzimmer, auch dasjenige des Dekans, brannten nicht mehr. Er würde vor dem Morgengrauen wieder da sein, dachte er. Aber er ahnte nicht, dass er nicht unbeobachtet blieb. Der Dekan fühlte, dass sich etwas anbahnen würde und beobachtete den Ausgang des Gebäudes, wo sich das Krankenzimmer befand. Als er Alain sah, wusste er nicht, ob er sich

freuen sollte oder nicht. Er zog sich auf sein Sofa zurück und überliess nun das Geschehen einer höheren, göttlichen Ordnung.

Alain verschwand in der Dunkelheit und wusste, was zu tun war. Er wurde heute ein Auserwählter, ein Werkzeug Gottes, ein irdischer Racheengel. Das war von nun an seine Mission, und er würde nichts unterlassen, um eines Tages die Rückkehr der himmlischen Scharen, angeführt durch den König der Könige, zu ermöglichen.

Aber zuerst musste er seine erste Prüfung bestehen, um zu beweisen, dass er nicht nur berufen, sondern auch auserwählt war. Die Inkarnation des Bösen würde er aufspüren und der gerechten Strafe zuführen. Sein Vater war dem Tode geweiht, und er wusste, wo er sich versteckt hielt. Alain erinnerte sich, dass ihm sein Vater viele Ereignisse des Zweiten Weltkriegs erzählte. Insbesondere die Geschichte um die Operation Chariot gefiel ihm besonders gut. Während des Krieges griff eine britische Kommandoeinheit den von der Deutschen Wehrmacht besetzten Hafen von Saint-Nazaire an. Ziel des Angriffs war die Zerstörung des Normandie-Docks. Die deutsche Admiralität wollte das damals grösste je in Europa gebaute Schlachtschiff, die »Tirpitz« in den Atlantik verlegen, um die Nachschublinien der Alliierten, welche Woche für Woche Hunderttausende Tonnen Waffen sowie Tausende Soldaten über den Atlantik nach Grossbritannien brachten, zu zerstören. Doch der Einsatz der »Tirpitz« hing ab von der Verfügbarkeit eines geeigneten, also ausreichend grossen Docks – und davon gab es in Westeuropa nur eines, in Saint-Nazaire. Ohne dieses Dock wäre das Schlachtschiff im mittleren Atlantik faktisch nicht einsatzfähig. Es war also zwingend, dass das Dock zerstört wurde. Die britische Kommandoeinheit benutzte dazu einen alten Zerstörer, die HMS ‚Campbeltown‘. Er sollte das meerseitige Tor des Docks rammen. Das Schiff war zu einem schwimmenden Rammbock mit explosiver Füllung umgerüstet worden. Der Bug war mit Beton ausgegossen, in den 4,5 Tonnen hochexplosiver Sprengstoff eingebettet waren – einschliesslich eines Zeitzünders. Einmal scharf gemacht, konnte nichts mehr die Detonation verhindern.

Der Angriff gelang und die HMS ‚Campbeltown‘ ramnte das südliche Schleusentor. Neun Stunden nach dem Rammstoss detonierte die Ladung der HMS ‚Campbeltown‘. 250 Soldaten und Zivilisten, die an Bord versucht hatten, das Wrack aus dem Schleusentor zu manövrieren, starben. Das Dock war vollständig unbrauchbar; es ging erst acht Jahre später wieder in Betrieb. Die ‚Tirpitz‘ aber blieb in Norwegen und griff niemals in die Schlacht im Atlantik

ein. Er hatte damals gelernt, dass Erfolg relativ ist. Ein Unternehmen, bei dem sogar zwei Drittel der eingesetzten Soldaten sterben oder gefangen genommen werden, kann sich als Sieg erweisen. Vorausgesetzt, das Ziel ist wichtig genug. Neben dem damaligen Normandie-Dock lagen die riesigen U-Boot-Bunker der Deutschen. Noch heute waren sie mehrheitlich leer und dienten für touristische Zwecke oder für kulturelle Anlässe. Einmal hatte ihn sein Vater mitgenommen und ihm erklärt, dass, wenn er sich jemals verstecken müsste, es keinen besseren Platz dafür geben würde.

Alain kannte sich im Hafengelände gut aus. Er brauchte knapp zwei Stunden, um zum ehemaligen U-Boot-Bunker zu gelangen. Dieser war etwa 300 Meter lang und in verschiedene Bereiche unterteilt. Er war sich aber sicher, wo sein durch teuflische Mächte zur Bestie gewordener Vater sich versteckt hielt. Aus dem Internat hatte er eine Taschenlampe mitgenommen. Er schlich sich in die Bunkeranlage. Dabei horchte er auf jedes Geräusch. Den Rhythmus sich bewegenden Wassers in den ehemaligen U-Boot-Kavernen nahm er in sich auf und konnte deshalb unnatürliche und fremde Geräusche gut erkennen. Wie eine Katze schlich er sich voran. Geräuschlos, zielstrebig und mit todbringender Absicht. Alain hörte ein leises Geräusch. Es drang aus etwa fünfzig Metern leicht seitlich verschoben zu ihm. Alain blieb stehen und horchte in die Dunkelheit. Es war wieder still. Er wollte sich schon wieder fortbewegen, als er ein leichtes Husten vernahm. Er wagte kaum zu atmen, denn nun sah er eine Gestalt nur noch zwanzig Meter entfernt langsam auf ihn zukommen. Schemenhaft erkannte er, dass die Person eine Flasche so in der einen Hand hielt, wie es sein Vater immer tat. Die Person kam näher. Alain war sich sicher, dass er nicht erkannt wurde. Noch fünf Meter lagen zwischen ihnen und der Abstand wurde schnell kürzer. Er war nun absolut sicher, dass es sein Vater war. »Gott, gib mir die Kraft, den leibhaftigen Satan zu bezwingen und in die ewige Verdammnis zurück zu schicken«, dachte Alain, bevor er den Schalter der Taschenlampe drückte und den Raum erhellte.

»Verfluchter Hurensohn«, hörte er seinen Vater betrunken rufen. Wobei Alain sicher war, dass sein Vater ihn nicht erkannte.

»Stell das verdammte Licht ab. Mach schon, sonst breche ich dir alle Knochen.«

»So wie du es mit meiner Mutter gemacht, hast, du altes Schwein«, antwortete Alain seinem Vater, während er die Taschenlampe so auf den Boden stellte, dass im Raum genügend Licht vorhanden war.

Nachdem seinem Vater bewusst geworden war, wen er vor sich hatte, begann er zu toben und sich wutentbrannt auf Alain stürzen. Aber Alain verfügte trotz

seiner 18 Jahre über genügend Kraft, den ersten Angriff seines Vaters abzuwehren und ihn zurückzudrängen.

»So, du Bastard«, schrie ihn sein Vater an, »du bist auch so ein Versager wie deine Mutter, diese gottlose Hure!«, dabei hatte er Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Alain spürte, wie die Beschimpfungen gegen seine Mutter Wut, Aggression und Zorn in ihm auslösten. Wie ein Wärmegefühl stiegen die Empfindungen in ihm hoch. Er musste sie unter Kontrolle halten.

»Ein elender Bastard bist du«, ergänzte sein Vater hämisch. »Und wenn die Hure wieder gesund ist, werde ich sie wieder verprügeln, sie hat es nicht anders verdient. Und mit dir werde ich jetzt anfangen.«

Alain nahm wahr, dass ein innerer Countdown in ihm zu ticken begann. Sein Vater zog ein Messer und wollte sich auf ihn stürzen. Alain dachte noch kurz darüber nach, ob es schwieriger sei, einen verhassten Vater oder eine andere verhasste Person zu töten, als er blitzschnell zuschlug. Die mitgebrachte Eisenstange traf seinen Vater mit voller Wucht ins Gesicht und zerschmetterte seine Nase. Er schrie auf und stürzte leicht zu Boden. Blut lief ihm übers Gesicht. Völlig überraschend für Alain schnellte er jedoch wieder hoch und wollte Alain mit ausgestrecktem Arm wie ein Fechter das Messer in den Bauch bohren. Alain wich schnell aus. Durch die schwunghafte Vorwärtsbewegung konnte sein Vater nicht schnell genug reagieren, denn der zweite Schlag von Alain traf in mitten auf den Schädel und man konnte ein leises Knacken vernehmen. Er blieb wie benommen stehen, war unfähig, sich zu bewegen, und brach, nachdem ein dritter Schlag ihn voll im Genick getroffen hatte, zusammen. Er lag am Boden, als Alain über ihn kniete und ihn für all seine Taten zur Rechenschaft ziehen wollte. In dem Moment drehte sich sein Vater um und stach ihm das Messer in die Brust. Erstaunt, dass Alain nicht zusammenbrach, war er zu keiner Reaktion mehr fähig. Denn wenige Augenblicke später durchbohrte eine spitze Klinge seinen Hals. Er hörte noch, dass Alain zu ihm rief, dies sei für seine Mutter. Die Wunde am Hals seines Vaters war tief, und er verlor schnell Blut.

Alain bückte sich zu ihm und sagte:

»Du sollst auf alle Ewigkeit verflucht sein und in der Hölle schmoren, ich bin ein Racheengel Gottes.«

Sein Vater machte Anzeichen, dass er auch noch etwas sagen wollte. Alain drehte seinen Kopf zu ihm, so dass er die leisen Worte seines sterbenden Vaters noch vernehmen konnte.

Im leisen Flüsterton sagte er zu Alain: »Ich bin nicht dein Vater«, und verstarb. »Auge um Auge, Zahn um Zahn«, dachte Alain.

Es war das erste Mal, dass Alain einen gottlosen Menschen getötet hatte. Es sollte nicht der letzte sein. Er empfand dabei eine grosse Genugtuung. Ja, mehr noch. Er war überzeugt, dass es eine göttliche Aufgabe sei, abgrundtief böse und ungläubige Menschen zu töten.

Alain kniete sich hin, bekreuzigte sich und zog sein grosses Marienamulett, das er von seiner Mutter zur heiligen Kommunion erhalten hatte, hervor. Er sah, dass es leicht zerkratzt und verbogen war. Er küsste es, denn es hatte ihm soeben das Leben gerettet. Für ihn gab es keinen grösseren Beweis, dass sein Auftrag göttlichen Ursprungs sein musste, denn sonst hätte der Herr ihn nicht verschont. Er fühlte sich erleichtert, denn er hatte aus seiner Sicht die erste Prüfung bestanden. Nach knapp zwei Stunden war er wieder im Internat. Er wählte denselben Weg, den er vor mehr als vier Stunden genommen hatte, und schlich sich wieder ins Krankenzimmer. Auf dem Rückweg warf er noch seine Eisenstange und sein Messer weg. Auch seinen blutdurchtränkten Pullover hatte er weggeworfen. Er zog sich aus, wusch sich, betete und legte sich ins Bett. Nur sein Unterhemd und seine Hose, die er über den Stuhl vor dem Bett gelegt hatte, wiesen zahlreiche Blutspuren auf. Aber er würde sie morgen früh waschen und im Gemeinschaftszimmer neue Kleider anziehen.

Obwohl Alain sehr aufgeregt war, schlief er bald ein. Er träumte wirres Zeug. Glaubte in Kontakt mit Heiligen und Märtyrern zu stehen. Selbst der Erzengel Michael erschien ihm und beglückwünschte ihn zu seiner bestanden Prüfung. Plötzlich klopfte es an der Türe.

»Aufmachen, Polizei!«, hörte man eine ungeduldige Stimme rufen.

Alain fuhr hoch und stand wie von der Tarantel gestochen augenblicklich vor seinem Bett. Alles kam ihm sofort in den Sinn. Sein Vater, oder eben nicht Vater. Der Tod seiner Mutter. Seine von Gott gewollte Rache.

»Aufmachen, Polizei!«, rief die Stimme, und er hörte, wie von aussen versucht wurde, die verschlossene Türe aufzubrechen.

»Ich komme!«, schrie er nun zurück, und augenblicklich wurde es vor der Türe leiser.

»Öffnen Sie die Türe!«, sprach nun einer der Polizisten in einem ruhigeren Ton.

»Ich kann die Türe von innen nicht öffnen, ich habe keinen Schlüssel«, antwortete er.

»Sind Sie eingeschlossen?«

»Ja«, antwortete er.

Alain realisierte, was wohl der Grund der Anwesenheit der Polizisten war. Sie mussten seinen Vater gefunden haben. Schnell hatten sie herausgefunden, dass er im Internat war. Ein Anruf beim Dekan hatte genügt. Er hätte den Polizisten sicher erzählt, dass Alain laut geschrien habe, dass er das Schwein umbringen werde.

Nun hörte er, dass von draussen jemand mit einem Schlüssel versuchte, die Türe aufzuschliessen. Da kam ihm in den Sinn, dass noch blutverschmierte Kleider über dem Stuhl hingen. Schnell wollte er sich umdrehen und sie verstecken, als die Türe aufging und zwei Polizisten und der Dekan ins Krankenzimmer eintraten.

»Lieber Alain«, begann der Dekan in seiner gewohnt ruhigen Art, »du musst jetzt sehr stark und tapfer sein«, sprach er weiter.

»Warum ist die Polizei hier?«, fragte Alain, obwohl ihm alles klar war.

»Es ist so, Alain, dass dein Vater gefunden wurde«, sprach er weiter.

Alain überlegte kurz, in welchem Schlamassel er eigentlich steckte. Der Dekan wollte ihn nach allen Regeln der Kunst übers Ohr hauen und der Polizei ausliefern. Er wusste, dass dem Dekan das Wohlergehen des Internats wichtiger als alles andere war. Aber er dachte, dass er jetzt ein Auserwählter sei und er vertraute auf Gott.

»Alain, dein Vater ist tot. Er wurde ermordet«, sagte der Dekan, und er konnte nichts Hämisches oder Sarkastisches in seiner Stimme hören.

Alain setzte sich auf den Stuhl und war irgendwie fassungslos. War es das nun? Würde er die nächsten dreissig Jahre im Gefängnis schmoren, nur weil er einen göttlichen Auftrag ausgeführt hatte?

»Also Alain, Sie sind doch Alain Berger?«, holte ihn eine nach Polizei klingende Stimme wieder in die Gegenwart zurück.

Alain hob kurz den Kopf und sagte »Ja, das bin ich.«

»Wo waren Sie letzte Nacht?«, wollte einer der Polizisten wissen.

Alain überlegt kurz, ob er nicht ein umfassendes Geständnis ablegen sollte. Sie würden sowieso die blutüberströmten Kleider finden.

»Ich«, wollte Alain beginnen, aber die Stimme des Dekans kam ihm zuvor.

»Herr Berger war die ganze Nacht im Krankenzimmer.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte ein Polizist den Dekan.

»Nachdem ich Herrn Berger gestern über die Hintergründe des Todes seiner Mutter informiert hatte, erachtete ich es als sinnvoll, ihn während der Nacht im Krankenzimmer zu behalten.«

»Warum?«

»Ich hatte das Gefühl, dass er sehr aufgebracht war. Wer wäre das nicht, Sie etwa?«

Die beiden Polizisten schauten sich an, verzichteten aber auf eine Antwort, auch wenn man ein ganz kurzes Nicken erkennen konnte.

»Ich habe also mit ihm vereinbart, dass ich die Türe verschliessen werde.«

»Und von da aus, kann er nicht raus?«

»Nein, das ist nicht möglich. Als Sie kamen, war die Türe immer noch verschlossen. Nur ich habe einen Schlüssel zum Krankenzimmer. Wie Sie sehen, ist die Türe massiv, und das Schloss war nicht aufgebrochen.

Die beiden Polizisten mussten diesen Sachverhalt akzeptieren.

Alain wusste nicht, was da mit ihm gespielt wurde. Es wurde ihm übel zu Mute, als ein Polizist den Dekan bat, sich im Zimmer umsehen zu dürfen. Der Dekan nickte bestätigend.

»Jetzt ist alles aus«, dachte Alain, als sich ein Polizist dem Stuhl mit den Kleidern näherte. Er bat ihn, wegzutreten, was er, wenn auch langsam, tat. Der Polizist durchsuchte die Kleider. Alain schloss die Augen, denn er wollte nicht zusehen, wie die blutigen Kleider zum Vorschein kamen.

»Herr Berger«, hörte er den Polizisten sagen, entschuldigen Sie die Störung. Wir mussten jeder Spur nachgehen. Er nickte dem anderen Polizisten zu. Beide verliessen den Raum, und während der Dekan sie zum Ausgang des Internats begleitete, sah sich Alain im Zimmer um.

Sein Atem stockte, als er sah, was auf dem Stuhl lag. Anstelle der blutverschmierten Kleider, lag ein Paar saubere Hosen auf der Stuhllehne. Auch fand er ein sauberes Unterhemd vor. Sprachlos setzte er sich auf den Stuhl, als der Dekan langsam eintrat.

»Die Wege des Herrn sind unergründlich, mein Sohn. Wir alle sind Werkzeuge Gottes«, hörte er ihn sagen.

»Gott war wirklich mit mir«, dachte Alain.

Als ob er seine Gedanken lesen könnte, nickte der Dekan und sagte zu Alain:

»Du bist nun einer von uns. Ein Mitglied der Bruderschaft. Der Bruderschaft des reinen Herzens. Sei willkommen.«

Auch wenn es fast fünfzig Jahre her war, erinnerte sich Berger oftmals genau dann an diese Worte, wenn er ausser sich vor Wut war. Also, wie jetzt. Er war soeben informiert worden, dass die gesuchte Person in England immer noch lebe und dass das Attentat fehlgeschlagen sei. Vier Brüder wurden dabei getötet. Er nahm sein Marienamulett hervor, küsste es und sagte:
»Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Kapitel 20: Die Anderen

Paris, Oktober 2027

»So etwas in der Art«, wiederholte Alice Lavoisiers Worte. Denn mehr konnte sie im Augenblick gar nicht sagen. Sie war geradezu sprachlos. Sollte die Apokalypse wie in der Offenbarung des Johannes tatsächlich bald geschehen?

»Nehmen wir an, du hättest Recht«, begann Alice, «was würde das bedeuten?«

»Eine schwierige Frage. Wenn also eine himmlische Macht mit der Hilfe eines Wurmlochs zu uns kommen würde, dann ist für mich nur eines klar. Es wären aus meiner Sicht keine göttlichen Wesen«, antwortete Lavoisier.

»Und warum nicht?«, wollte Alice wissen.

»Göttliche Wesen, sofern man an so etwas glaubt, benötigen kein Wurmloch. Die brauchen doch keine technischen Hilfsmittel, um vom einen Ende des Universums zum anderen zu gelangen«, sagte Lavoisier weiter.

Beide schwiegen für einen Moment. Alice nickte, denn sie musste Lavoisier in diesem Punkt zustimmen. Göttliche Wesen brauchen keine Technik.

»Darf ich dich etwas Persönliches fragen?« sagte Alice.

»Ja, nur zu.«

»Glaubst du an Gott oder an göttliche Wesen?«

»An wessen Gott?«

»An irgend einen Gott«, hakte Alice nach.

»An die Götter, die wir Menschen anbeten und verehren, glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Kein Gott würde es zulassen, dass in seinem Namen andere Menschen, gefoltert, unterdrückt und getötet werden, nur weil sie einen anderen Glauben haben. Kein Gott würde es zulassen, dass andere Menschen, sei es durch andere Hautfarbe oder anderes Geschlecht als minderwertig zu gelten haben. Schau dir doch einmal die Unterdrückung der Frauen in der Geschichte der Religionen an. Bei den Katholiken ist es ja noch heute so. Kein Gott würde so etwas tun, zumindest für mein Verständnis nicht«, erklärte Lavoisier und ergänzte:

»Ich komme übrigens ganz gut zurecht ohne irgendeinen Gott.«

»Lassen wir einmal die Religionen beiseite. Kannst du dir ein göttliches Wesen grundsätzlich vorstellen?«, fragte Alice weiter.

»Ein allwissendes und alldurchdringendes Wesen? Nein, kann ich mir nicht vorstellen«, antwortete Lavoisier.

»Und du?«, spielte er den Ball zurück.

»Ich habe Mühe mit den Religionen. Sie sind der Ansicht, dass nur ihre eigene Sicht der Dinge die einzig wahre sei. Ihr absoluter Machtanspruch führt uns alle noch ins Verderben.«

»Du sprichst jetzt aber von Religionen. Wie sieht es mit dem Glauben an einen Gott aus? Glaubst du an einen Gott?«, fragte er Alice.

»Ich weiss es wirklich nicht. Manchmal, wenn ich am Verzweifeln bin, schicke ich mein Anliegen Richtung Himmel und hoffe, dass mir da oben jemand hilft. Aber ob das Gott oder sonst jemand ist, weiss ich nicht.«

»Wenn aber ein Gott, oder wie in der Apokalypse beschrieben, göttliche Wesen zu uns kommen und kein Wurmloch dafür benötigen, mit was haben wir es dann zu tun?«, fragte Alice.

»Genau das ist der springende Punkt. Ich persönlich lehne die Existenz göttlicher Wesen ab. Damit habe ich aber nicht gesagt, dass ich die Existenz von anderen Wesen ausschliesse.«

»Wie meinst du das?«, fragte Alice.

»Wenn also jemand ein Wurmloch öffnen will oder kann, wozu soll dieses dienen? Wohl kaum zur Befriedigung wissenschaftlicher Neugier. Es muss doch einen Sinn und Zweck haben. Gehen wir doch ganz logisch vor. Götter kommen nicht in Frage, die brauchen kein Wurmloch. Wer also braucht ein Wurmloch? Doch jemand, der auf die Erde kommen will!«

»Das tönt gar nicht gut«, meinte Alice.

»Nein, das tönt ganz und gar nicht gut. Jetzt weisst du auch, warum ich schon lange gefühlt habe, dass das Ganze nichts Gutes bedeutet.«, sagte Lavoisier.

»Wenn das gelingen sollte, hätten wir es mit anderen Wesen irgendwoher aus dem Universum zu tun. Wären die friedlich oder böseartig? Was denkst du?«, fragte sie ihn.

»Die Anderen?«, fragte Lavoisier.

»Die Geschichte auf unserem Planeten hat nur eines gezeigt. Wenn eine höher entwickelte Kultur auf eine andere traf, dann endete das meistens verheerend für die unterlegene Kultur. Warum sollte es hier anders sein? Stell dir vor, was wäre, wenn das Wurmloch tatsächlich geöffnet würde. Die Anderen, die über Technologien verfügen, die der unsrigen um Jahrtausende voraus wären, würden mit uns in Kontakt treten. Die Anderen würden mit uns doch tun, was immer sie wollten und was immer sie für Pläne mit der Erde hätten. Wir müssten machtlos zusehen und wären absolut chancenlos«, erklärte er.

»Kann es nicht sein, dass die technologische Überlegenheit der Anderen erst zustande gekommen ist, weil sie sich als Wesen so weit entwickelt haben. Dabei

erkannten sie die zerstörerische Kraft der Technologien und entschieden sich für einen friedfertigen Weg?«

»Kann sein, aber ich erachte diese Möglichkeit als äusserst unwahrscheinlich«, antwortete er Alice.

»Warum?«

»Schauen wir doch unsere eigene Spezies einmal näher an. Warum sind wir eigentlich die dominierende, ja herrschende Art auf unserem Planeten? Weil wir so friedfertig sind? Wohl kaum. Das Gegenteil ist doch der Fall. Seien wir doch ehrlich. Der Mensch ist im Grunde ein hochaggressives, bösartiges, egoistisches und niederträchtiges Wesen. Wir haben noch nie gezögert, unsere Ideen, Weltanschauungen und unsere moralischen Vorstellungen nicht nur anderen aufzuzwingen sondern auch mit grösstmöglicher Brutalität durchzusetzen, wenn es erforderlich war.«

Alice konnte dieser Sichtweise nichts Gleichwertiges entgegen halten. Warum sollten sie friedlich sein? Wir waren und sind es ja auch nicht, nie gewesen.

»Aber«, sagte Lavoisier, »gerade diese schrecklichen Eigenschaften des Menschen haben auch dazu geführt, dass wir auch Gutes geschaffen haben. Wir entwickeln uns weiter, wenn auch zwischendurch grosse Rückschläge zu verzeichnen sind. Wir machten viele Erfindungen und entdeckten viel Wissenswertes. Denke an die medizinischen Fortschritte. Auch wenn viele davon erst durch Kriege ermöglicht wurden. Fakt ist doch, dass wir vieles erreicht haben. Wir Menschen sind eine ganz spezielle Art. Und eines wage ich zu behaupten, auch wenn die Anderen, sofern ich mit meinen Überlegungen Recht habe, unseren Planeten erobern wollen, dann werden wir Menschen nicht klein begeben. Wir sind Menschen, wir werden kämpfen, und vielleicht wird das erste Mal in der Geschichte die Menschheit gemeinsam und geschlossen gegen eine feindliche Macht antreten.«

Diese Worte taten Alice gut. Denn die aussichtslos scheinende Situation bedrückte sie sehr.

»Komm, Alice, wir gehen zurück an den Esstisch«, sagte er.

Er nahm irgendwie instinktiv ihre Hand und führte sie wieder ins Esszimmer. Es machte den Anschein, dass es sie nicht störte, und sie liess ihn gewähren. Sie setzten sich wieder. Ihr Blick wanderte zum Fenster und schien sich in der Unendlichkeit des Universums zu verlieren.

»Alice«, sagte Lavoisier, und seine Hand streckte ihr ein gefülltes Champagnerglas zu.

»Haben wir eine Chance?«, fragte sie in einem etwas niedergeschlagenen Ton.

»Wir sind Menschen«, sagte er, »wir sind nie chancenlos. Gerade weil wir Menschen sind.«

Er wollte ihr schon zuprosten, hielt kurz inne und sagte zu ihr:

»Ich will daran glauben, dass wir zu etwas ganz und gar Aussergewöhnlichem fähig sind. Denn nur so werden wir überleben.«

Sie nickte bestätigend, und sie prosteten sich zu.

Kapitel 21: Galileo Galilei

Paris Oktober 2027

Nachdem sich Alice am frühen Nachmittag verabschiedet hatte, überlegte Lavoisier, wie er am folgenden Tag die Sache in England mit Hastings angehen wollte. Er hatte Alice informiert, dass sie nur eine kurze Planungssitzung mit dem Team haben und anschliessend nach London fliegen würden. Er hatte entschieden, dass ausser Alice niemand ins Bild gesetzt werden dürfe, was das Ziel ihrer Reise sein werde.

Er stieg die Treppe in die obere Etage hoch. Im zweiten Zimmer auf der rechten Seite setzte er sich an ein schweres Pult aus Eichenholz. Er schaute sich im Raum um. Es war sein Lieblingszimmer. Er nannte es das Galilei-Zimmer. Der Raum war sehr gross, denn er hatte eine Wand herausnehmen lassen. An der rechten Wand befand sich ein Cheminée. Er stand auf, nahm vom leicht vorstehenden Kaminsims lange Zündhölzer und zündete das schon früher bereitgestellte und aufgereichte Holz an. Das war eine Eigenheit von ihm. Er mochte es nicht, dass er zuerst Holz bereitstellen musste, wenn er ein Feuer entfachen wollte. Die Flammen frassen sich rasch durch das trockene Holz, und eine wohlige Wärme breitete sich im Raum aus.

Neben dem Cheminée stand ein exakter Nachbau des Fernrohrs von Galileo Galilei. Mit diesem hatte dieser Anfang 1610 als erster Mensch die grossen Jupitermonde entdeckt. Er widmete sie den Medicis und nannte sie selber die »Mediceischen Gestirne.« Die Namen Io, Europa, Ganymed und Kallisto wurden zwar erst drei Jahre später durch Johannes Kepler propagiert, werden aber heute zu seinen Ehren als die Galileischen Monde bezeichnet. An der seitlichen Wand stand eine grosse Glasvitrine. Lavoisier öffnete die Glasscheibe. Er zog dünne samtene Handschuhe an und nahm ein dünnes Buch heraus. Es handelte sich um die von Galileo Galilei verfasste Schrift mit dem Titel ‚Sidereus Nuncius‘. 1610 erschien die Schrift in lateinischer Sprache. Es wurden nur 550 Exemplare in der Offizin von Thomas Baglioni in Venedig gedruckt. Was Lavoisier in der Hand hielt, war nichts anderes als die erste wissenschaftliche Abhandlung, die auf mit einem Fernrohr gemachten astronomischen Beobachtungen beruhte. Immer wieder musste er dieses Werk bestaunen. Er hatte grosse Ehrfurcht und allergrössten Respekt von den Gelehrten im Mittelalter. Galileo Galilei hatte es ihm ganz speziell angetan. Natürlich beeindruckte ihn, dass Galilei eine Methode entwickelte, mit deren

Hilfe er die Natur durch die Kombination von Experimenten, Messungen und mathematischen Analysen erforschen konnte. Galilei wurde damit einer der wichtigsten Grundväter der neuzeitlichen exakten Naturwissenschaften. Auch musste er natürlich über das angeblich von ihm stammende Zitat »*Eppur si muove*« - »und sie (die Erde) bewegt sich doch« -schmunzeln, das er beim Verlassen des Gerichtssaals gemurmelt haben soll, nachdem er vorher seiner Sichtweise abschwören musste. An den Wänden hingen Bilder von Galilei und grosse Kunstdrucke von Mondbeobachtungen und weiteren Werken Galileis. Schon als kleiner Junge war er von dieser Person fasziniert. Er wollte damals alles über ihn wissen. Während seine Schulkameraden in den Unterrichtspausen auf dem Schulhof spielten, studierte er Galileis Schriftwerke. Aussenstehende meinten, dass er richtiggehend besessen von ihm sei. Er selber hatte keine Erklärung dafür. Er fühlte sich ihm auf irgendeine spezielle Art tief verbunden. Nachdem er am Gymnasium in Orléans sein Abitur mit Bravour bestanden hatte, verliess er seine geliebte Heimatstadt und zog nach Paris, um mit dem Studium der Philosophie zu beginnen. Als Student genoss er damals die unbeschwerte Zeit.

Paris wurde zu seiner zweiten Heimat, und er freundete sich mit zahlreichen Studenten und Studentinnen an. Wobei wirklich echte Freunde kaum darunter waren. Einzig mit Jules Cartier verband ihn bis heute eine tiefe Freundschaft. Cartier studierte Biologie und war in allen Dingen ein Freigeist. Er war es auch, der ihn nicht wie die meisten wegen seiner Besessenheit für Galilei belächelten. Lavoisier erinnerte sich noch genau an die Szene, als Cartier zu ihm in seine kleine Studentenbude gekommen war. Sie veränderte vieles. Typisch für Cartier war, dass er immer Schokolade mitbrachte.

»Was philosophierst du wieder herum?«, fragte Cartier ihn damals.

»Weshalb ich so auf Galilei fixiert bin?«

»Vielleicht solltest du besser auf Pamela Anderson fixiert sein. Die lebt nämlich noch«, zog er ihn auf.

Lavoisier schätzte schon damals die direkte und frivole Art seines Freundes.

»Dagegen wäre nichts einzuwenden«, sagte Lavoisier, und für ihn schien das Thema erledigt zu sein, denn sie wollten beide ins Nachtleben von Paris eintauchen.

»Es könnte eine einfache Erklärung dafür geben«, sagte Cartier in ernsthaftem Ton.

»Wie einfach?«

»Viele haben das Gefühl, dass sie eine gewisse Verbindung zu längst verstorbenen Menschen haben. Manche denken sogar, dass sie zu wissen

glauben, wie es damals bei jenen gewesen war. Leider gibt es bis heute keine Erklärung dafür. Aber ich belege eine Vorlesung in Biogenetik. Dabei ist mir aufgefallen, dass es vielleicht eine wissenschaftliche Begründung geben könnte, weshalb das so ist.

»Und die wäre?«, wollte Lavoisier wissen.

»Ich werde sie dir zu gegebener Zeit erklären, lass uns jetzt ausgehen.«

»Ein kleiner Hinweis vielleicht?« fragte er und ergänzte: »Die Blonde von der Deutschen Fakultät kann auch noch zwei Minuten warten.«

»Also gut, zwei Minuten«, sagte Cartier zu ihm.

»Deine Besessenheit hat wohl damit zu tun, dass du ein Nachkomme von Galileo Galilei bist. Und du hast vielleicht Erbinformationen über seine Erlebnisse in dir. Cool, oder nicht?«

»Ein Nachkomme von Galilei?«

»Ja warum nicht, schwarze Haare hast du ja. Wenn du dir noch den Bart wachsen lässt, dann könntest du glatt in einem Film die Rolle von Galilei spielen«, frotzelte er.

Damals ahnten beide nicht, wie nahe sie an der Wahrheit waren. Erst viele Jahre später gelang Cartier als international hochangesehenem Biogenetiker ein wissenschaftlicher Beweis in Bereich der Epigenetik. An diesem Abend hatte Cartier ihm den Floh ins Ohr gesetzt, er solle sich doch erkundigen, ob seine Obsession in Sachen Galilei nicht einen familiären Ursprung habe. Und in der Tat fand Lavoisier anhand von jahrelangen Recherchen heraus, dass er tatsächlich ein Nachkomme Galileis war.

Lavoisier legte den ‚Sidereus Nuncius‘ wieder in die Glasvitrine zurück und schloss die Türe.

»Was würde wohl Galilei zu unserer Situation sagen?«, dachte er.

Lavoisier setzte sich wieder an seinen Bürotisch und dachte über den morgigen Tag nach. Code 5 hatten sie vereinbart. Er wusste, dass sie sehr vorsichtig sein mussten. Niemand durfte wissen, wo sich Dana Robinson aufhielt. Er wusste aber auch, dass er sich auf seinen langjährigen Freund Hastings verlassen konnte. Was würde ihnen Dana erzählen können, und was hatte sie womöglich gesehen? Lavoisier nahm sein Tablet zur Hand und sprach die gewünschte Internetadresse Richtung Mikrofon. Augenblicklich befand er sich auf der Seite des British Museums. Er suchte gezielt nach Informationen, Artefakten und Keilschriftdokumenten, die einen Zusammenhang mit Sonnen, herabsteigenden

Göttern und entsprechenden Legenden haben könnten. Er konnte sich jeweils förmlich in die Dokumente hineinversetzen. Wenn er sie las, kam es ihm vor, als sähe er gerade einen entsprechenden Dokumentarfilm dazu. So konnte er sich während seiner Studienjahre auch schwierigste Dinge merken. Er machte aus dem Lernstoff einfach einen Film. Musste er etwas wissen, so konnte er einfach seinen eigenen Film abspulen, bis er an der gesuchten Stelle war, wo die Antwort auf die Fragestellung zu finden war. Nachdem er eine gute halbe Stunde am Nachforschen war, klingelte sein Festanschluss. Etwas verwirrt ob des unerwarteten Anrufs griff er zum Hörer. Nur wenige Menschen kannten seine Telefonnummer.

»Lavoisier«, sagte er.

»Enki braucht in Paris Hilfe«, sprach jemand mit einer etwas tiefen Stimme und legte augenblicklich wieder auf.

Auch Lavoisier legte auf. Endlich war der Anruf gekommen, auf den er schon lange gewartet hatte. »Enki braucht in Paris Hilfe« bedeutete, dass er sich in zwei Tagen Punkt 12 Uhr an dem vereinbarten Punkt mit Nabil Ibn Saada treffen würde.

Kurz nachdem Lavoisier den Hörer aufgelegt hatte, meldete sich Special Agent Edgar Cleveland, Chef einer Spezialeinheit des FBI über eine abhörsichere Leitung aus Washington in der am nordwestlichen Rand von Paris gelegenen Stadt Levallois-Perret. Joseph Sarrasin, der stellvertretende Direktor der Direction Centrale du Renseignement Intérieur (DCRI), also der Zentralkommission für Inlandsaufklärung, nahm den Anruf entgegen. Er notierte die Information seines Informanten im FBI. Sie war sehr kurz. Sie lautete: »Enki braucht in Paris Hilfe.«

»Was oder wer zum Teufel ist Enki?«, fragte sich Joseph Sarrasin? Und was hat dieser Lavoisier damit zu tun?

Sarrasin war ein alter Haudegen, 58 Jahre alt, glücklich verheiratet und leicht übergewichtig. Dass er den schönen Dingen des Lebens zugewandt war, stand ausser Frage. Die Mitarbeiter mochten ihn gut, denn er wusste genau, wo er manchmal die Fünf auch gerade sein lassen konnte. Einst für seine Entschlossenheit als Colonel des 501. Panzerregiments bekannt, wurde er vom Innenminister Robin persönlich in dieses Amt befördert. Böse Zungen behaupteten, er lebe nach dem Wahlspruch »schmal denken und breit fahren«, wie es eben von einem ehemaligen Panzerkommandanten nicht anders zu erwarten war. Oftmals erzählte er die Geschichten seines Urgrossvaters, der im

ersten Weltkrieg an beiden Schlachten an der Marne dabei war. Sarrasin wurde von den meisten unterschätzt. Er verfügte über eine durchschnittliche Bildung, hatte aber ein Gespür für die ganz feinen Nuancen, die in seinem Job ausschlaggebend waren.

»Also nochmals«, sagte er zu sich selbst.« »Wer oder was ist Enki?« Er entschied, dieser Frage später nachzugehen, denn es war Sonntagnachmittag, und er bevorzugte, wie die meisten Franzosen, einen gemütlichen Nachmittag jederzeit gegenüber einer simplen Abklärung, die wohl sowieso nichts ergab. Wenn Sarrasin gewusst hätte, dass diese Annahme falsch war, wäre einiges anders gelaufen. Noch wusste er nicht, wer oder was Enki war. Aber durch einen Zufall würde er es in Kürze erfahren. Allerdings würde er das seiner Frau zu verdanken haben. Nur würde die Information zu spät kommen.

Kapitel 22: Schildpatt

Paris, Oktober 2027

Am Montagmorgen versammelte Lavoisier sein Team im Institut für Altertumsforschung. Er hatte entschieden, dass er seinen engsten Mitarbeitern reinen Wein einschenken musste, trotz klarer gegenteiliger Weisung des Innenministers. Zumindest teilweise wollte er dies tun. Dass Dana noch lebte, würde er sicher verschweigen. Auch sonst mussten sie das eine oder andere nicht wissen.

»Gut«, begann er, wie gewohnt.

»Ich werde euch jetzt den aktuellen Stand der Dinge bekanntgeben. Es besteht aus meiner Sicht nicht der geringste Zweifel. Die Daten, Analysen und Aussagen sind eindeutig. Wir haben es damit zu tun, dass jemand versucht,« - und hier machte Lavoisier bewusst eine Pause, um die gewünschte Wirkung nicht zu verfehlen, - »ein Wurmloch zu öffnen, also einen Durchgang zu anderen Welten und Zeiten.«

Die Mitarbeiter schauten ungläubig in die Runde. Keiner traute sich, etwas zu sagen. Die Stimmung aber schien nicht niedergeschlagen zu sein. Vielmehr machte sich Verwunderung und Erstaunen breit.

»Ein Wurmloch, wie bei Startrek?«, fragte James Woods, der Afrikaspezialist, und man konnte seiner Stimme eine gewisse Begeisterung entnehmen.

»Zumindest etwas Vergleichbares«, antwortete Lavoisier.

»Dann können wir bald alle von einem Ende des Universums zum anderen reisen?«, fragte Helen Moody, die sich sonst mit Magnetfeldern herumschlug.

»Ich weiss es nicht. Aber bevor jetzt jeder von euch sich schon als Kapitän Kirk mit einem eigenen Raumschiff Enterprise sieht, müssen wir zuerst unsere Arbeit erledigen«, sagte Lavoisier.

»Mir hat immer Lt. Uhura am besten gefallen«, sagte John Melling.

Bevor Lavoisier dem Thema wieder die notwendige Ernsthaftigkeit verleihen konnte, meinte Robert Bruce, dass er ein eigentlicher Fan von Spock sei. Lavoisier musste ein wenig schmunzeln, denn während der Schulzeit hatten ihm die Klassenkameraden den Übernamen Spock gegeben. Dies, weil er oftmals eine komplizierte Aufgabe gelöst und auf die Frage, wie er zum Resultat gekommen sei, nur mit »logisch« geantwortet hatte, wie sein grosses Vorbild in der Science-Fiction-Serie es zu tun pflegte.

»Also«, begann er wieder die Leitung des Gesprächs zu übernehmen, denn die Teammitglieder tuschelten weiter über die Mitglieder und Abenteuer des Raumschiffs Enterprise.

»Also«, begann er von neuem, »jemand beabsichtigt, ein Wurmloch zu öffnen. Unser Job wird es nun sein, herauszufinden, wer oder welche Organisation dahintersteckt.

»Gibt es irgendeine Richtung, die wir bei der Suche einschlagen sollen?«, fragte Helen Moody, die Spezialistin mit besten Verbindungen zur NASA und ESA.

»Es soll in jede Richtung ermittelt werden. Alles ist möglich, alles ist denkbar. Aber ich habe eine Information für euch. Womöglich hat es mit einer Organisation zu tun, bei der eine weisse Lilie, ein Ritter, ein Herz oder ein Einhorn oder Kombinationen davon eine Rolle spielt«, erklärte Lavoisier.

Dabei verschwieg er, woher er diese Information hatte. Je weniger seine Leute im Moment davon wussten, desto besser. Auch hielt er die Information zurück, dass es sich möglicherweise um apokalyptische Ereignisse handeln könnte.

»Bevor ich euch nun arbeiten lasse, möchte ich noch erwähnen, dass ihr alles, was ich gesagt habe, offiziell nicht gehört habt. Der Innenminister persönlich hat angeordnet, dass ich euch diese Informationen vorenthalte. Wenn es aber das ist, wofür ich alles halte, ist die ganze Menschheit in Gefahr. Deshalb vertraue ich euch. Also, die Information bleibt unter uns.«

Alle nickten und wussten das entgegengebrachte Vertrauen ihres Chefs sehr zu schätzen.

»Wir treffen uns Morgen um 8 Uhr. Hoffen wir, dass wir bis dahin mehr wissen.«

Lavoisier beendete die Sitzung und musterte die einzelnen Gesichter. Das tat er immer, wenn er ein Gefühl für die Situation erhalten wollte. Er nahm Erstaunen, Interesse und eine gewisse Zuversicht wahr. Aber er spürte auch Ratlosigkeit, Verwunderung und leichte Angst. Als alle das Sitzungszimmer verlassen hatten, wandte er sich an Alice, die während der Besprechung geschwiegen hatte. Die Teammitglieder gingen davon aus, dass sie schon vorher ins Bild gesetzt worden war. Lavoisier wusste, dass ihre Schweigsamkeit mit anderen Dingen zu tun hatte.

»Gehen wir!«, forderte er Alice auf. Als sie aufsah, merkte er, dass ihre Gedanken anderswo waren. Aber es dauerte nur einen Bruchteil einer Sekunde, und Alice war wieder die professionelle Projektmanagerin.

»Die Tickets für den Flug Charles de Gaulle nach London Heathrow habe ich dabei.«

Dabei übergab sie ihm sein Ticket.

»Danke«, sagte er zu Alice.

»Werden wir am Flughafen abgeholt?«, wollte sie wissen.

»Lass uns darüber im Taxi reden«, antwortete Lavoisier und legte seinen ausgestreckten Zeigefinger auf seine Lippen. Alice wusste natürlich, dass er damit andeutete, dass sie vielleicht abgehört wurden.

Sie verliessen das Gebäude, stiegen in ein bereits wartendes Taxi ein und fuhren zum Flughafen Charles de Gaulle. Er hatte es so arrangiert, dass er seine Reise nach London mit Flugzeit und Flugnummer dem Innenministerium und als Kopie dem Innenminister persönlich gemeldet hatte. Er teilte mit, dass er einer heissen Spur nachginge.

»Alice, es gibt eine kurzfristige Planänderung«, sprach Lavoisier nach etwa fünf Minuten Taxifahrt.

»Und die wäre?«

Lavoisier konnte gut heraushören, dass sie nichts von Planänderungen hielt und schon gar nicht von kurzfristigen. Überhaupt schien es nicht ihr Tag zu sein, dachte er.

»Du kommst nicht mit nach England.«

Es gab eine kurze Pause, bis Alice seine Worte einigermaßen verdaut hatte.

»Ich weiss, dass ich in den letzten Tagen nicht immer bei der Sache war«, begann Alice. »Aber während der Arbeit versuche ich immer mein Bestes zu geben.«

»Ich weiss«, antwortete er. »Du gibst immer dein Bestes und das schätze ich auch. Persönliche Probleme haben wir alle. Aber im Augenblick muss ich zu hundert Prozent sicher sein, dass uns keine Fehler unterlaufen.«

»Vertraust du mir nicht?«, wollte sie wissen und schaute ihn mit einem etwas enttäuschten Blick an.

»Ich würde dir mein Leben anvertrauen, nicht nur, weil du in deiner Ausbildung die Auszeichnung als beste Scharfschützin bekommen hast. Aber hier geht es um etwas anderes, grösseres. Vielleicht steht hier das Schicksal der Menschheit auf dem Spiel.«

»Und ich bin ein Risiko für dich?«

»Nein, du bist kein Risiko.«

»Aber...?«

»Es wäre klug, wenn du deine private Situation klären würdest.«

Sie schwieg für eine Weile.

»Was geht ihn das an. Das sind private Dinge. Muss er jetzt auch noch damit kommen«, dachte Alice.

»Aber du kommst aus einem ganz anderen Grund nicht mit. Ich vermute, dass es heute gefährlich werden könnte und ich dich im Institut brauche. Du musst etwas für mich erledigen, das ich niemand anderem anvertrauen kann.«

»Mir anvertrauen? Gerade noch hast du mir erklärt..«,

»Dass ich zu hundert Prozent sicher sein muss, dass uns keine Fehler unterlaufen. Noch bin ich das, Alice. Aber du musst die Sache klären. Die Zeit arbeitet im Moment gegen dich. Also arbeitet sie auch gegen mich, gegen uns. Verstehst du, was ich sagen will?«, erklärte Lavoisier.

Alice nickte und sagte:

»Danke Marcel, ich weiss, dass ich es klären muss, ich schaffe es im Moment einfach nicht.«

»Das ist schon in Ordnung. Wenn ich helfen kann, lass es mich wissen.«

»Also, was muss ich für dich erledigen?« und ihre Stimme strahlte wieder eine gewisse Zuversicht aus.

Lavoisier zog ein grosses, versiegeltes Kuvert aus seinem Aktenkoffer heraus. Es war mit der Anschrift des Innenministers Pascal Robin und den Hinweisen »streng vertraulich« und »muss dem Betroffenen dringend und persönlich ausgehändigt werden« versehen.

»Was ist da drin?«, fragte Alice.

»Ein Kunstdruck mit der Darstellung ‚Die vier apokalyptischen Reiter‘ von Dürer.«

»Ein interessanter Schachzug«, attestierte Alice ihm.

»Danke. Ich will dem Maulwurf im Innenministerium eine Botschaft zukommen lassen. Er wird nervös werden. Nervöse Menschen neigen zu Fehlern. Ich will ihn aus dem Bau locken. Der Innenminister wird seine engsten Mitarbeiter sofort ins Vertrauen ziehen.«

»Und dann?«, fragte Alice?

»Dann wird es einige Telefonate geben. Unsere IT-Spezialisten habe ich instruiert. Sie werden ganze Arbeit leisten und die Verbindungsprotokolle analysieren. Ich hoffe sehr, dass wir bestimmte Muster erkennen können, die bei der Identifizierung der gesuchten Organisation helfen können.

»Und du willst, dass ich dem Innenminister das Kuvert persönlich aushändige?«

»Ja. Seine Privatsekretärin wird jedoch alles versuchen, dass du ihr das Kuvert gibst. Sage ihr, dass es sich um einen Fall der nationalen Sicherheit handle. Dann wird sie dich zu ihm lassen. Ich weiss, dass er heute im Innenministerium ist. Er wird das Kuvert sofort öffnen. Er wird keine Miene verziehen und so tun, als ob es sich um eine Lappalie handelt. Er wird dich dann so beiläufig wie nur möglich fragen, ob du weisst, was im Kuvert ist. Sei so überzeugend wie du nur

sein kannst und antworte ihm, dass ich bei den wichtigen Dingen niemanden einweihe und du keine Ahnung hast, worum es geht.«

»Glaubst du, dass ich das schaffen kann, nachdem...?«

»Sonst würde ich dich nicht beauftragen«, unterbrach er sie. Dabei übergab er ihr das Kuvert.

»Ich werde nun zum Flughafen fahren und nach London Heathrow fliegen. Wie schon erwähnt, alleine. Vom Flughafen aus fährst du mit diesem Taxi ins Innenministerium und übergibst umgehend das Kuvert an den Innenminister« erklärte er ihr.

»Und danach?«, fragte Alice.

»Anschliessend fährst du ins Institut zurück und hilfst bei den Recherchen. Ich will wissen, mit welcher Organisation wir es zu tun haben. Aber lass dir auf der Rückfahrt Zeit. Ich möchte, dass der Maulwurf seine Anrufe erledigt hat, bevor du die Eingangskontrolle im Institut passierst. Das ist sehr wichtig.«

»Bin ich in Gefahr?«, fragte Alice plötzlich.

»Wenn ich von London zurück bin, weiss ich mehr.«

»Ich brauche dich im Institut und zwar so, dass die Leute im Innenministerium keinerlei Verdacht schöpfen. Sie müssen davon überzeugt sein, dass du nicht im Bilde bist.«

»Alles klar«, antwortete sie.

»Ich werde morgen um 8 Uhr wieder im Institut sein«, sagte er und kam damit ihrer Frage zuvor.

Für die restliche Zeit der Fahrt zum Flughafen schwiegen sie. Beide hingen auf ihre eigene Art ihren Gedanken nach. Alice überlegte, wie sie ihre privaten Probleme lösen könnte. Code 5 waren die Gedanken, die Lavoisier beschäftigten. Das Taxi brachte sie vor den gewünschten Terminaleingang. Lavoisier nahm seinen Aktenkoffer, und sie verabschiedeten sich.

Der Flug nach London Heathrow war kurz und angenehm. Sie landeten fast pünktlich, was viele Passagiere erstaunte. Im Airbus der Air France waren nahezu alle Sitze belegt. Er stieg aus und musste sich ein wenig gedulden. Die Warteschlange für die Sicherheits- und Einreisekontrolle war nicht gerade klein. Ihn störte das nicht weiter, denn eine Eigenart von ihm war, dass er gerne dem Treiben auf Bahnhöfen und Flughäfen zuschaute. Er beobachtete, wie eine gestresste Mutter auf ihr kleines Kind einschrie, das sich wohl aus lauter Müdigkeit kaum auf den Beinen halten, geschweige denn weitergehen konnte. Dabei fielen ihm kopfschüttelnde Passanten auf, die sich sicher alle besser hätten beherrschen können. Er machte sich ebenfalls einen Spass daraus,

während des Wartens die Schuhe der Anstehenden zu mustern. Oft fielen ihm auch bunte Hemden oder unpassende Krawatten auf. Er war der Ansicht, dass er anhand der Bekleidung oftmals auf das Verhalten der Leute zurückschliessen könne. Nun war er gerade daran, die Brillen der nach wie vor wartenden Personen anzuschauen. Zurzeit waren mehrheitlich rotfarbene Brillenfassungen aus Titan in Mode. Er selber brauchte noch keine Brille. Aber der Zahn der Zeit würde ihn wohl auch nicht verschonen, und in einigen Jahren würde er sicher auch eine Lesebrille benötigen, so wie es bei seinem Vater war. Als er die diversen Brillen anschaute, machte sich ein ungutes Gefühl in ihm breit. Einmal mehr konnte er es nicht einordnen, aber es war zweifellos da. Oder waren es die Schuhe, die Krawatten? Irgendetwas beunruhigte ihn. Aber er hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn er war an der Reihe und konnte in Kürze die Kontrollen passieren. Er verliess den Ankunftsterminal und ging zielstrebig Richtung Piccadilly-Line, die mit blauer Farbe gekennzeichnete U-Bahn-Linie der London Underground, die den Flughafen mit London verband. Pro Jahr benutzen mehr als 200 Millionen Menschen diese Linie.

»Code 5«, dachte Lavoisier. Nachdem er kurz am Einstiegsquai gewartet hatte, kam die U-Bahn. Er stieg ein, und die U-Bahn beschleunigte mit dem typischen rauschenden Ton. Er sass seitlich, wie er es von der Métro in Paris gewohnt war. So konnte er die jeweils kommenden Stationsnamen besser erkennen. Lavoisier sah den Streckenplan genau an. Er war an der Heathrow Terminal 5 Station eingestiegen. Code 5 bedeutete, dass er bei der fünften Station aussteigen musste. Dort würde Hastings auf ihn in einem Auto warten. Er zählte die Stationen ab. Die fünfte war Hounslow West.

»Es wird noch etwa zehn Minuten dauern«, dachte Lavoisier, als es im urplötzlich eiskalt den Rücken hinunter lief.

»Die Brillen!«, jetzt wusste er, was ihn beunruhigte. Es war eine Brille, die ihm unbewusst aufgefallen war. Es war eine mit Schildpatt verzierte Brille. Er hatte diese schon einmal gesehen. Und zwar nicht nur beim Warten an den Kontrollen, sondern schon früher. Er versuchte sich zu erinnern. Dabei liess er seinen Blick über die Insassen der U-Bahn schweifen. Plötzlich hielt er inne. Er erfasste eine männliche Person im hinteren Teil des Wagens. Er trug genau diese Brille. Lavoisier tat so, als sähe er ihn überhaupt nicht. Sein geübtes Auge sah jedoch die leichte Ausbuchtung unter seiner linken Schulter. Er musste also bewaffnet und Rechtshänder sein.

»Wo habe ich dich schon gesehen?«, dachte er krampfhaft nach.

»Komm schon, denk schneller!«, versuchte er sich selber zu motivieren. Und dann geschah es. Wie aus heiterem Himmel kam die Erinnerung zurück. Er wusste jetzt, wo er den Mann und dessen Brille schon gesehen hatte. Es war in Paris, im Innenministerium.

Lavoisier nahm sich vor, bei der Station Hounslow West so spät wie nur möglich auszusteigen. Aber das würde nicht so einfach sein, denn er sass nicht so nah an der Türe. Er schaute nochmals auf den Stationsplan. Es kam vorher noch eine Station. Er musste seinen Ausstieg ganz genau planen. Der Zug hielt an, und er zählte die Sekunden, die vergingen, während die Türen offen blieben. Er überlegte, wie lange er wohl benötigen würde, bis er an der Türe war und zog diese Zeitspanne von der Öffnungszeit der Türen ab. Nun wusste er, wann er spätestens aufstehen und den Zug verlassen musste. Die U-Bahn fuhr wieder los. Bei der nächsten Station musste er austeigen. Er verhielt sich so, als ob er schlief. Die Station war eine oberirdische. Wenn er also schnell genug wäre und nicht zu lange nach dem Wagen von Hastings Ausschau halten müsste, dann sollte er entkommen können. Der Zug verlangsamte sein Tempo und blieb kurz darauf stehen.

»Sechs, Fünf, Vier, Drei, Zwei, Eins, Jetzt!«, zählte Lavoisier rückwärts, sprang förmlich aus seinem Sitz auf und gelangte zur offenen Türe, die sich keine Sekunde später wieder schloss. Er begann zu rennen. Er drehte sich nach etwa zehn Sekunden kurz um und sah, dass der Schildpattbrillenträger ihm rennend folgte. Aber der Abstand war noch gross genug, und Lavoisier hoffte, dass Hastings ihn nicht im Stich lassen würde. Er verliess die Station und sein suchender Blick fand einen Wagen mit offener Tür, vor der Hastings stand. Er atmete leicht auf. Aber jede Sekunde zählte. Als Hastings sah, dass Lavoisier rannte, öffnete er die Hintertüre des dunklen Vauxhall und rief dem Fahrer zu, den Motor zu starten, was dieser auch augenblicklich tat. Lavoisier rannte auf den Wagen zu. Er sah die offene Tür. Hastings war schon eingestiegen. Noch zwei, drei Meter lagen vor ihm. Er drehte sich nochmals um und sah den ihn verfolgenden Mann. Dieser blieb stehen, und es machte den Anschein, dass er nach etwas greifen wollte. Lavoisier konnte sich vorstellen, wonach er greifen wollte, und stieg in den Wagen ein. Er konnte die Türe nicht einmal richtig schliessen, als der Wagen schon davon raste. Durchs Fenster beobachtete er den Schildpattbrillenträger: Er zog sein Smartphone aus der Tasche und rief eine Nummer an.

»Wen ruft er wohl an?«, dachte er.

»Danke«, sagte er und musste dabei schwer atmen.

»Sei willkommen, Marcel, und keine Ursache«, begrüßte ihn Hastings. Lavoisier erwiderte die Begrüssung

»Kannst du mir erklären, was sich da soeben abgespielt hat? Schien ja knapp zu sein«, sagte Hastings.

»Ich weiss es auch nicht genau. Ich war dem Kerl schon einmal im Innenministerium begegnet. Seine Schildpattbrille war mir damals aufgefallen.«

»Sonst alles klar?«, wollte Hastings wissen.

»Ja schon. Ich habe viele Neuigkeiten.« Hastings gab dem Fahrer ein paar Anweisungen. Nach etwa zwanzig Minuten bogen sie von der Hauptstrasse ab und fuhren in ein Parkhaus. Sie fuhren ganz nach unten. Der Fahrer gelangte an eine Barriere für Dauermieter, steckte einen Schlüssel in die vorgesehene Öffnung und tippte einen Code ein. Augenblicklich schwenkte sich die schwere Schranke nach oben und das dahinter liegende Eisengitter öffnete sich. Sie fuhren durch den Eingang, und hinter ihnen schloss sich wieder alles. Sie parkten den Wagen und stiegen aus.

»Willkommen im Vereinigten Königreich«, sagte Hastings zu Lavoisier, und sie umarmten sich herzlich zur Begrüssung.

»Wir sind keine Brüder, aber es fühlt sich manchmal so an«, dachte Lavoisier.

»Zum Glück hatte es keine Taxis an der Station.«

»Das nennst du Glück?«, fragte Hastings und zwinkerte mit dem Auge.

»Hast du...?«

»Ja, habe ich«, sagte Hastings und schmunzelte. »Ich habe dafür gesorgt, dass es keine Taxis geben wird. Ich mag keine Verfolgungsrennen, ausser wenn ich der Jäger bin. Du schuldest mir ein Bier!«

»Er wird sich sicher die Autonummer gemerkt haben. Er hatte genug Zeit dafür«, sagte Lavoisier.

»Das will ich doch schwer hoffen«, antwortete Hastings.

Ungläubig sah Lavoisier ihn an. Aber er kannte Hastings und wusste, dass er nie ein Risiko einging.

»Lass es mich dir erklären, Marcel«, sprach er weiter.

»Ich vermutete, dass du einen unfreiwilligen Begleiter haben würdest. Entsprechende Massnahmen liess ich dann vornehmen. Über die Zugkamera sahen wir dich. Ich habe den Zugführer während der Fahrt angewiesen, dass er beim Halt an der Station Hounslow West die anderen Zugstüren drei Sekunden länger geschlossen hält. So bekamst du einen kleinen Vorsprung. Da du ja nach wie vor gut durchtrainiert bist, sollte dies ausreichen - und es hat ja auch geklappt! Auch hatte der Zugführer den Auftrag, danach die Türen länger als

üblich offen zu halten, damit dein möglicher Verfolger noch aussteigen konnte, was er dann auch tat.

»Und wenn er auf mich geschossen hätte? Ich weiss, dass er bewaffnet war«, sagte Lavoisier, dem jetzt so richtig bewusst wurde, in welcher Gefahr er sich eigentlich befunden hatte.

»Dazu hätte er nur ausserhalb der Station die Möglichkeit gehabt. Dein Vorsprung war zu gross, als dass er innerhalb des Gebäudes auf dich hätte schiessen können.«

»Aber draussen wäre es möglich gewesen«, antwortete Lavoisier.

»Meinst du?« sagte Hastings, und er schmunzelte schon wieder.

»Hast du etwa...?«

»Was denkst du denn. Ich setze dich doch keiner Gefahr aus. Gut, damals in Syrien wurde es einmal sehr brenzlich. Es war aber auch Krieg. Du weisst, wo es war.

Lavoisier nickte. Er erinnerte sich nur ungern daran.

»Auf dem gegenüber liegenden Hausdach?«

»Bingo! Der Scharfschütze hatte die ganze Zeit freie Sicht auf den Ausgang. Hätte dein Brillenträger mit der - wie heisst das Material schon wieder?«

»Schildpatt«

»Hätte der Kerl mit der Schildpattbrille den Versuch unternommen, seine Pistole herauszunehmen, wäre das für heute seine letzte Handbewegung gewesen. Du warst also die ganze Zeit in Sicherheit.

»Kann ich dich auch zu zwei Bieren einladen?«, fragte Lavoisier in einem grosszügig klingenden Ton.

»Aber sicher«, doch es muss ein Guinness Draught sein. Du weisst, es wird mit einem Gemisch aus Kohlensäure und Stickstoff gezapft. Dadurch erhält das Bier einen eigenen Geschmack. Du solltest es auch wieder einmal probieren.«

»Ich mag den cremigen Schaum nicht, und es ist mir zu bitter.«

»Ich weiss, ich weiss«, sagte Hastings und beendete damit die Bierdiskussion.

»Warum wolltest du, dass er sich das Autokennzeichen merkt?«, fragte Lavoisier.

»Ganz einfach. Das Kennzeichen existiert nicht.«

»Was ist daran so interessant?«

»Weil dein Schildpattbrillenträger herausfinden will, auf wen der Vauxhall eingelöst ist.«

Lavoisier dachte nach. Er würde das an seiner Stelle auch tun. Aber er müsste einige Freunde anrufen, die Zugang zu den entsprechenden Informationen hätten. Dann dämmerte es ihm, was Hastings bezweckte.

»Du bist wie immer genial«, sagte er zu Hastings.

»Er wird anrufen und aus irgendeinem fadenscheinigen Grund anfragen, wer der Halter ist. Einfach genial.«

»Danke. Lust auf eine kleine Wette?«, fragte er Lavoisier.

»Ihr Briten mit euren Wetten. Und die lautet?«

»Ich wette mit dir, dass es ab jetzt weniger als zwanzig Minuten dauern wird, bis jemand bei der Zentrale nachfragt, wer der Fahrzeughalter mit unserem Kennzeichen sei.« Dabei lachte er herzlich.

»Ich wette, dass es keine fünf Minuten dauern wird. Der übliche Einsatz?«, fragte Lavoisier.

»Ja, die Wette gilt.«

Kapitel 23: Die Reiter der Apokalypse

Paris Oktober 2027

Nachdem Alice sich von Lavoisier verabschiedet hatte, erklärte sie dem Taxifahrer, wohin sie als nächstes fahren wollte. Sie hatte es nicht eilig.

»Ich muss meine Rolle perfekt spielen«, dachte sie.

Der Innenminister war ihr nicht speziell sympathisch, aber auch nicht unsympathisch. Als konservativer Politiker konnte er durchaus gewisse Erfolge vorweisen. Allerdings hielt sie generell nichts von Politikern, denn sie mochte ihre verlogene und heuchlerische Art und vor allem ihr als selbstverständlich betrachtetes Machtgehabe nicht. Sie hatte auch ihre eigenen Gründe dafür. Als sie klein war, spielte sie auf dem familieneigenen Klavier. Verhältnismässig spät besuchte sie mit 15 Jahren die Musikschule in ihrer Heimatstadt Amiens, die etwa 140 Kilometer nördlich von Paris lag.

Sie wuchs im Quartier Saint Leu zusammen mit ihrem jüngeren Bruder auf. Ihr Musiklehrer, ein junger Sozialist, war der Ansicht, dass sie durchaus eine gewisse Begabung hätte, wenn sie auch nur ein wenig mehr lernen und üben würde. Aber ihre Interessen waren vielseitig, und die Musik war wohl nicht mehr als ein angenehmer und willkommener Ausgleich zu all den anderen Dingen. Der Musiklehrer war der Neffe des Präfekten des Départements. Sie fühlte sich je länger je mehr unwohl in seinem Unterricht. Sie war kein Kind mehr, sondern eine frühreife junge Frau. Dies hatte der Musiklehrer wohl auch bemerkt. Ihr fiel auf, dass er oftmals näher zu ihr auf den breiten Klavierstuhl rutschte, als nötig gewesen wäre. Auch berührte seine Schulter manchmal die ihre, was sie ganz und gar nicht mochte. So kam es, dass sie an einem Abend wieder einmal unmotiviert in die Musikschule ging. Ihre Eltern hatten sie nie dazu gezwungen. Sie hatte bereits für sich entschieden, dass sie künftig den Klavierunterricht nicht mehr besuchen werde, denn es beschlich sie seit längerem ein ungutes Gefühl. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie sie ihrem Musiklehrer mitteilte, dass sie nicht mehr kommen würde. Er war sehr enttäuscht und meinte, dass er mehr Ausdauer von ihr erwartet hätte. Sie spielte dann verschiedene Klavierstücke, die sie als Aufgabe hatte üben müssen. Mitten in »*Eine kleine Nachtmusik*« von Wolfgang Amadeus Mozart, näherte er sich seitlich. Dann legte er seine rechte Hand auf ihr linkes Bein. Sie konnte sich noch heute an seinen nach Lakritze riechenden Atem erinnern, als er sie zu küssen versuchte, und es wurde ihr bei dem Gedanken immer noch übel. Sie sprang augenblicklich auf und wollte davonrennen. Er hielt sie aber zurück und

zog sie auf seine Beine. Sie begann laut zu schreien. Nur durch Zufall, denn abends war in der Regel nur er in der Musikschule, kam eine Musiklehrerin in den Raum und wollte dem Geschrei auf den Grund gehen. Der Musiklehrer erstarrte, als er seine Kollegin sah. Alice nutzte dies aus und riss sich von ihm los. Sie rannte so schnell sie konnte aus dem Gebäude, stieg auf ihr Fahrrad und wollte nur noch nach Hause. Als sie zu ungeplanter Zeit zur Türe ihrer kleinen Wohnung eintrat, schaute ihre Mutter sie verdutzt an. Sie brach in Tränen aus und begann zu erzählen. Ihre Mutter rief ihren Vater. Er hörte sich das Geschehene an. Er nickte ihrer Mutter zu, stand auf und verliess, ohne ein Wort zu verlieren, das Haus.

»Es wird alles gut«, flüsterte damals ihre Mutter ihr ins Ohr.

Ihr Vater fuhr mit dem alten Citroën direkt vor die Musikschule. Der Musiklehrer wollte gerade das Musikzimmer verlassen, als ihr Vater eintrat. Für das, was dann geschah, gibt es unterschiedliche Aussagen. Im Polizeiprotokoll stand später, dass ihr Vater grundlos auf den Musiklehrer eingeschlagen und ihn verprügelt habe, so dass dieser ins Spital gebracht werden musste. Im Quartier wussten alle, was der wahre Grund dafür war. Denn es hatte sich herausgestellt, dass Alice nicht das einzige Opfer war. Mehrere Eltern hatten sich danach zusammengeschlossen und eine Klage gegen den Musiklehrer eingereicht. Aber die Polizei wollte den Fall nicht untersuchen. Ein Polizist erzählte hinter vorgehaltener Hand, dass auf persönlichen Druck des Präfekten die Untersuchungen im Sand zu verlaufen hätten. So geschah es dann auch. Bald hiess es, dass die Mädchen den Musiklehrer verführt hätten. Auch reichte der Lehrer seinerseits eine Klage gegen Alices Vater ein, und dieser wurde für kurze Zeit in Untersuchungshaft genommen. Lange sah es für ihren Vater nicht gut aus. Aber das Blatt begann sich dann doch noch zum Guten zu wenden. Die Lehrerin, die damals sah, was der Lehrer mit Alice gemacht hatte, wollte gegen diesen vor Gericht aussagen. Ein befreundeter Journalist war bereit, den Fall in die Presse zu bringen. Er empfahl jedoch, dass er zuerst persönlich mit dem Präfekten sprechen wollte. Alices Eltern waren mit diesem Vorgehen einverstanden. Der Journalist erhielt nach langem Drängen einen Termin beim Präfekten. Der Präfekt liess seine aufgestaute Wut am Journalisten aus und deckte diesen mit Hasstiraden ein. Der Journalist erklärte dem Präfekten in aller Ruhe, dass der Fall seines Neffen in Kürze in den Medien erscheinen werde, weil eine Zeugin aussagen werde. Der Präfekt wurde ziemlich nachdenklich. Nicht, dass das Schicksal seines Neffen für ihn von grosser Bedeutung gewesen wäre, nein, das war es nicht, vielmehr analysierte er, wie viel vom ganzen

Rummel auf ihn zurückfallen würde. Er schien mit sich zu ringen und musste feststellen, dass es vermutlich auch nicht gut für seine politische Karriere wäre, wenn ein Familienmitglied wegen eines sexuellen Übergriffs in den Medien vorgeführt würde. Der Journalist bemerkte seine Unentschlossenheit und schlug ihm im entscheidenden Moment eine Lösung vor, die er im Vorfeld mit Alices Eltern ausgehandelt hatte. Der Deal beinhaltete zwei Dinge: erstens muss der Präfekt sicherstellen, dass die Klage gegen ihren Vater fallen gelassen wurde, und zweitens, dass der Lehrer an einen andern Ort, mindestens 500 Kilometer von Amiens entfernt versetzt wurde. Er gab ihm genau zwei Wochen Zeit, stand auf und verliess, ohne eine Antwort abzuwarten, die Präfektur. Es dauerte keine Woche und die beiden Bedingungen wurden erfüllt. Seither hatte sie keine gute Meinung von Politikern.

»Wir sind da«, sagte der Taxifahrer und brachte Alice wieder in die Gegenwart zurück. Sie bezahlte, stieg aus und ging zum Haupteingang des Innenministeriums. Dort legte sie ihren Ausweis vor, der sie legitimierte, das Gebäude zu betreten. Rasch ging sie zum Lift, der sie in die Etage des Innenministers brachte, stieg aus, durchquerte nach Passierung einer weiteren Sicherheitskontrolle den Raum und gelangte so zum Büro der Sekretärin des Innenministers. Sie blieb vor der Anmeldung stehen, und ihr Blick fiel auf das Namensschild.

»Chantal Mazarin«, las sie und dachte, dass sie sich den Namen merken müsste. »Madame Mazarin«, begrüßte sie in höflichem Ton die Sekretärin des Innenministers.

»Was kann ich für Sie tun?«, kam eine etwas barsche Antwort.

»Ich muss einen Briefumschlag von Dr. Lavoisier dem Innenminister persönlich abgeben«, erklärte Alice.

»Legen Sie ihn hier hin«, antwortete die Sekretärin und deutete mit dem Kopf in Richtung eines Ablagefachs.

»Ich habe mich wohl nicht genau ausgedrückt«, versuchte sich Alice mit einer leicht nach Entschuldigung klingenden Stimme bemerkbar zu machen.

»Was wollen Sie genau?« fragte die Sekretärin, und sie klang ungeduldig.

»Ich muss ein Kuvert von Dr. Lavoisier dem Innenminister persönlich abgeben.«

Madame Mazarin blickte stirnrunzelnd auf und sagte mit scharfer Stimme.

»Ich habe gesagt, Sie sollen es ins Ablagefach legen.«

»Und ich habe gesagt, dass ich den Umschlag persönlich dem Innenminister übergeben muss. Es handelt sich um einen Fall von nationaler Sicherheit.«

»Ihr Ton gefällt mir nicht«, sagte die Sekretärin.

»Alice Bonmot ist mein Name, und wenn Sie nicht augenblicklich den Innenminister kontaktieren, werden Sie grosse Probleme bekommen!« Ihre Stimme liess keinen Zweifel aufkommen, dass sie es ernst meinte.

»Was bilden Sie sich eigentlich ...«, sagte die Sekretärin, als die Türe zum Büro des Innenministers aufging und Pascal Robin, der den Lärm vor seiner Türe bemerkt hatte, herauskam.

»Was geht hier vor?«, wollte Robin wissen.

»Diese Frau behauptet, dass Sie ihnen ein Kuvert persönlich übergeben muss, und wollte es mir nicht abgeben.«

»Alice Bonmot«, stellte sich Alice unaufgefordert vor.

»Ich komme im Auftrag von Dr. Lavoisier. Er bat mich, ihnen dieses Kuvert persönlich auszuhändigen. Es sei eine dringende Angelegenheit«, dabei blickte sie vorwurfsvoll seine Sekretärin an.

»Kommen Sie in mein Büro«, antwortete er, und die Sekretärin wies er an, sie nicht zu stören.

Das Büro des Innenministers war beeindruckend gross. Es hingen wenige Bilder an der Wand, die jedoch durch ihre schiere Grösse bei den Betrachtern eine nachhaltige Wirkung hinterliessen. So auch bei Alice.

»Setzen Sie sich, Madame Bonmot.«

»Danke, Herr Innenminister.«

»Was gibt es denn so Dringendes?«, fragte er in aller Ruhe.

»Ich habe heute Vormittag Dr. Lavoisier an den Flughafen begleitet und noch diverse Aufträge mit ihm besprochen. Dabei beauftragte er mich, Ihnen dringend dieses versiegelte Kuvert persönlich auszuhändigen. Leider wollte ihre Sekretärin dies verhindern«, erklärte sich Alice, und der kleine Seitenhieb gegen Madame Mazarin tat ihr gut.

»Nehmen Sie es ihr nicht übel. Sie kann in manchen Dingen sehr ungehalten sein. Aber sie macht eine hervorragende Arbeit.«

Alice öffnete ihre Tasche und nahm den versiegelten Umschlag hervor.

»Hier ist es«, sagte sie und übergab ihm das Kuvert. Sie machte Anstalten, sich zu verabschieden.

»Bleiben Sie doch noch einen Augenblick«, meinte der Innenminister.

Alice setzte sich wieder und wartete ab, was nun geschehen würde. Wie Lavoisier vorausgesagt hatte, öffnete er den Umschlag sofort, wobei er sich vorher hinter seinen Bürotisch gesetzt hatte, so dass sie den Inhalt des Kuverts

nicht sehen konnte. Er zog nun das Blatt heraus, und für einen Moment glaubte Alice in seinem Gesicht nicht nur Erstaunen, sondern auch leichte Panik erkennen zu können. Aber sie zwang sich, das Bild an der Seitenwand anzusehen, als ob sie das mehr interessieren würde als der Inhalt des Kuverts. Sie hatte gerade noch rechtzeitig weggeschaut, denn der Innenminister fragte sie augenblicklich, und auch das hatte Lavoisier vorausgesagt:

»Madame Bonmot, wissen Sie, was im Kuvert war?« Alice war sich bewusst, dass sie nicht überlegen durfte, sondern sofort antworten musste, denn je länger sie mit der Antwort zögern würde, desto klarer würde es für den Innenminister sein, dass sie log.

»Nein, ich habe keine Ahnung«, antwortete sie sofort, so dass kein Zögern herauszuhören war.



»Dr. Lavoisier bespricht die wichtigsten Angelegenheiten mit niemandem«, sagte sie in einem etwas enttäuschten Ton.

»Hat er kein Vertrauen zu Ihnen?«, fragte der Innenminister so beiläufig wie nur möglich.

»Ich denke, er vertraut mir schon. Doch in diesem Fall meinte Dr. Lavoisier, dass nur, und er betonte das ganz bewusst, dass nur Sie persönlich den Inhalt dieses Kuverts einsehen sollten, denn Sie wüssten, was er damit meine. Deshalb hat er es auch versiegelt.«

»Und niemand aus Ihrem Institut kennt den Inhalt?«

»Da bin ich mir hundertprozentig sicher. Wenn er der Ansicht gewesen wäre, ist sollte den Inhalt lesen, dann hätte er mir sicher das Blatt vorher gezeigt. Was auch immer der Grund dafür war, dass ich als Projektmanagerin den Inhalt nicht lesen durfte, es hat aus meiner Sicht nichts mit mangelndem Vertrauen gegenüber mir zu tun.«

»Wollen Sie wissen, was er mir geschickt hat?«

»Nein, das möchte ich nicht. Wenn mein Vorgesetzter es für notwendig erachtet hätte, hätte er es mir bestimmt gezeigt«, antwortete Alice.

Die Bestimmtheit ihrer Antwort beeindruckte Robin.

»Normalerweise würde jede Person wissen wollen, was im Kuvert war. Die Loyalität Ihrem Chef gegenüber verdient Anerkennung«, sagte er.

»Nun gut, Madame Bonmot, wann sehen Sie Dr. Lavoisier wieder?«

»Er kommt morgen aus England zurück«, sagte sie.

»England?«, fragte Robin, und die Art, wie er fragte, zeigte Alice auf, dass er noch keine Zeit gefunden hatte, die E-Mail zu lesen.

»Ja, er geht einer heißen Spur nach. Er hat Ihre Dienststelle und auch Sie persönlich in einer E-Mail informiert«, erwiderte Alice.

»Ach ja«, bestätigte Robin und tat so, als ob es ihm nun wieder in den Sinn gekommen wäre.

»Richten Sie ihm morgen bitte aus, dass ich ihm für seine Information danke und der Sache nachgehen werde.«

»Das werde ich gerne tun«, sagte Alice und stand auf, weil sie sich vom Innenminister verabschieden wollte. Dieser nickte, erhob sich ebenfalls und begleitete Alice zur Türe. Er reichte ihr die Hand, und sie verabschiedeten sich. Alice verliess, ohne sich zu beeilen, das Innenministerium und ging wie vereinbart ins Institut zurück. Allerdings unterbrach sie den Rückweg und kehrte noch in einem Bistro ein. Lavoisier wollte, dass sie nicht zu früh im Institut ankäme.

Nachdem Robin die Türe seines Büros geschlossen hatte, musste er tief durchatmen. Dieser Lavoisier wurde ihm langsam unheimlich.

»Er folgt einer heißen Spur. Aber wie macht der das bloss?«, murmelte er vor sich hin. Er fragte sich, was Lavoisier wirklich vermutete. Er beschloss, sofort

sein eigenes Spezialistenteam aufzubieten. Er musste der Sache auf den Grund gehen.

»Madame Mazarin, ich brauche das Team sofort in meinem Büro.«

»Geben Sie mir fünf Minuten.«

»Ja, machen Sie«, und er klang sehr aufgebracht.

Nach weniger als fünf Minuten sassen alle in Robins Büro: Der Dreisternegeneral Pierre Gresse, der Militärattaché Albert Delacroix und Robins Sekretärin, Madame Mazarin, welche schon dabei gewesen waren, als Lavoisier die Idee mit dem Wurmloch erläuterte.

»Vor wenigen Minuten habe ich ein versiegeltes Kuvert von Lavoisier erhalten. Der Inhalt« - und hier zeigte Robin den Anwesenden das Blatt - »ist ein Kunstwerk von Albrecht Dürer. Vielleicht kennt jemand den Holzdruck?«

Natürlich erwartete Robin nicht, dass Gresse und Delacroix etwas von Kunst verstehen würden, auch von seiner Sekretärin nicht. Deshalb erstaunte es ihn, als Madame Mazarin leicht nickte und das Bild näher anschaute.

»Es sind vier Reiter darauf abgebildet. Dürer haben Sie gesagt?«, und sie drehte sich zu Robin, der zustimmend nickte, während seine Militärs leicht den Kopf schüttelten.

Sie legte das Bild zurück auf den Besprechungstisch und räusperte sich.

»Wenn Sie gestatten, Herr Innenminister«, begann sie etwas verlegen zu sprechen. Dieser nickte ihr zustimmend zu und, sie begann mit ihren Ausführungen.

»Dies ist einer der bedeutendsten Holzdrucke Albrecht Dürers. Es stellt die vier apokalyptischen Reiter dar.«

»Die vier was?«, fragte Delacroix.

»Apokalyptischen Reiter«, beantwortete Robin die Frage selber.

»Sollte uns das was sagen?«, fragte nun Gresse.

»Sagt Ihnen das nichts?«, erwiderte Robin mit einer etwas missbilligenden Miene.

»Nein, absolut nichts.«

»Haben Sie nie die Bibel gelesen?«, fragte Robin.

»Was hat das mit der Bibel zu tun?«

»Das letzte Buch des Neuen Testaments ist die Offenbarung, oder griechisch Apokalypse, des Johannes.«

»Darin wird beschrieben, dass Jesus Christus mit dem himmlischen Heer zurückkehrt, die Ungläubigen besiegt werden und ein neues Reich Gottes entsteht. Zumindest habe ich es sinngemäss so in Erinnerung«, erklärte Madame Mazarin.

Robin nickte und fragte:

»Was könnte das aus Ihrer Sicht bedeuten? Welchen Hinweis will uns Dr. Lavoisier geben, und warum tut er dies?«, fragte Robin.

Der General fasste die Situation wie folgt zusammen:

»Als uns Dr. Lavoisier das letzte Mal seine Überlegungen dargelegt hat, ging er davon aus, dass jemand versucht, ein Wurmloch, also einen Durchgang zu anderen Welten und Zeiten, zu öffnen. Wir waren der Ansicht, dass er zu wenige Informationen habe. Nun schickt er Ihnen, Herr Innenminister, eine Abbildung der vier apokalyptischen Reiter. Könnte es nicht bedeuten, dass er Ihnen mitteilen möchte, dass er weiss, wer dahinter steckt?«

»Und wer sollte das sein?«, fragte Robin.

»Jesus Christus und die himmlischen Heere etwa?«, rief der Militärattaché dazwischen und meinte:

»Glaubt Dr. Lavoisier etwa noch an solche Märchen?«

»So, wie ich ihn einschätze, glaubt er das ganz bestimmt nicht. Aber vielleicht gibt er uns einen Hinweis, dass irgend eine Organisation oder sonst jemand daran glaubt und hinter allem steckt?«, gab der General zu bedenken.

»Wir müssen in alle Richtungen ermitteln. Wir suchen jemanden, der in der Lage wäre, ein Wurmloch zu öffnen, Jesus Christus mit seinen himmlischen Armeen auf die Erde zu holen und ein neues Reich Gottes zu errichten. Das hört sich alles mehr als utopisch und unrealistisch an. Wisst ihr, was der Präsident zu mir sagen würde, wenn ich ihn entsprechend informieren würde?«, sagte Robin.

»So utopisch das auch alles tönen mag, aber was ist, wenn er Recht hat? Sollten wir nicht in jedem Fall vorbereitet sein?«, fragte der General.

Der Innenminister nickte und erteilte den Auftrag, dass in alle Richtungen ermittelt werden solle. Ebenso wies er an, dass es ab sofort nur noch ein ermittelndes Team gebe. Dieses werde unter der Leitung von Dr. Lavoisier stehen. Er werde eine weitere Person ins Team einbringen, eine aus seiner Sicht absolute Spezialistin.

»Sind Sie sicher, dass Dr. Lavoisier der richtige dafür ist?«, fragte Delacroix.

»Ja, bin ich. Vor allem weil ich dann weiss, was er noch alles ausheckt. Ich bin sicher, er weiss mehr, als er uns weismachen will. Ich bin auch überzeugt davon, dass er mit diesem Hinweis auf die vier apokalyptischen Reiter bezweckt, die Gesamtleitung des Projekts übertragen zu erhalten. Er soll sie haben, aber ich werde sicherstellen, dass nach meinen Regeln gespielt wird.«

Die Anwesenden nickten zustimmend.

»Ich werde Dr. Lavoisier morgen persönlich informieren. Halten Sie sich zur Verfügung!«, teilte er den beiden Armeeangehörigen mit. Er stand auf und signalisierte damit, dass die Besprechung zu Ende sei. Zum General gewandt, fragte er:

»Was würde das für uns heissen, wenn es tatsächlich dazu käme? Wären wir bereit, etwas dagegen zu unternehmen?«

»Wir haben noch nie gegen einen Gott gekämpft«, antwortete der General, und in seiner Stimme war nichts Sarkastisches oder Zynisches herauszuhören. Vielmehr hörte es sich sehr nachdenklich und ein wenig bedrückt an.

»Hoffen wir, dass wir uns alle irren!«, hörte man Robin sagen, während er sich von allen verabschiedete.

Eine halbe Stunde später schlich sich im Innenministerium wiederum eine Person in ein ungenutztes Büro und schloss die Türe ab. Sie nahm ihr Smartphone zur Hand und wählte eine Nummer, dieselbe wie vor einigen Tagen. Es läutete sehr lange, bis eine tiefe Stimme sich meldete.

»Berger.«

»Dr. Lavoisier weiss über die Apokalypse Bescheid!«, sagte der Anrufer und legte augenblicklich wieder auf.